
BIN
SCH6
Z


Digitized by Google

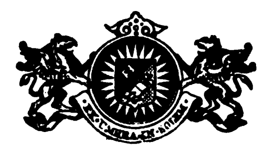
Zur Grundlegung

der

Psychologie des Urteils.

Von

Dr. Ernst Schrader.



Leipzig.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

1903.

Einleitung.

Wenige Probleme dürfte es in der Psychologie geben, deren Behandlung nach den verschiedensten Seiten von solcher Bedeutung ist, als die Untersuchung des Urteils. Das Urteil ist diejenige Denkform, in welche sich jeder Erkenntnisakt, jeder Glaube, ja auch jede Ansicht, Meinung oder welche Bezeichnung man sonst wählen mag, kleidet. Die Konstatierung einer einfachen Tatsache, wie wir sie im gewöhnlichen Leben an jedem Tage so häufig vollziehen, verhält sich in dieser Hinsicht nicht anders, als das Ergebnis des angestrengtesten wissenschaftlichen Forschens und Nachdenkens. Jene können wir einem anderen nur mitteilen, von ihm nur kontrollieren und bestätigen lassen, wenn wir sie zum Objekte eines Urteils machen. Dieses verharrt in verschwommener Dunkelheit und Allgemeinheit, wenn es nicht den einzigen, ihm möglichen prägnanten Ausdruck findet, den Ausdruck in Urteilen. Die übrigen Denkformen, welche uns Logik und Psychologie noch neben diesen kennen lehren, weisen auf dieselben gewissermaßen hin als auf den Mittelpunkt des ganzen menschlichen Gedankenlebens. Ausführlich handelt die Seelenlehre von den Vorstellungen und den einfachen Elementen, aus welchen sie sich zusammensetzen, den Sinnesempfindungen. Hochwichtig sind diese beiden Gruppen von Erscheinungen für unser ganzes psychisches Dasein. Auf ihnen baut sich sozusagen unser Gedankenleben auf. Und die Begriffe, die freilich die Logik bisher eingehender beschäftigt haben als die Psychologie, sind gleichzeitig Wegweiser, Hilfsmittel und Nieder-

schlag der wissenschaftlichen Tätigkeit und auch des populären Denkens. Aber Vorstellungen und Empfindungen sowohl wie Begriffe sind für sich allein immer nur im Bewußtsein des Einzelnen vorhanden. Wenn sie Objekte gemeinschaftlicher Betrachtung werden sollen, müssen sie zu Urteilen weiter gebildet werden. Dann gibt es auch Denkformen, welche ihrerseits zusammengesetzter sind, als das Urteil. In diese geht dasselbe seinerseits ebenso als Bestandteil ein, wie es selbst die Vorstellungen und Begriffe als seine Bestandteile in sich aufnimmt. Es sind dieses die Folgerungen, durch welche ein Urteil aus einem anderen, schon früher gefällten abgeleitet wird, die Schlüsse, welche ein Urteil aus zwei schon vorher existierenden bilden, und schließlich die systematischen Denkformen, von denen jede eine große Zahl von Gedankenkreisen, eine große Zahl auch von Urteilen umfaßt. Aber die Ergebnisse, welche alle diese hochkomplizierten geistigen Vorgänge zu Tage fördern, kleiden sich wieder ein in die Form des Urteils. So erscheint dieses als die eigentlich zentrale Erscheinung des menschlichen Gedankenlebens, in welcher alle anderen sich abschließen, sich vollenden, zum Ausdruck gelangen. Nur im Urteile ist Wahrheit und Irrtum möglich.[1])

Steht so das Urteil im Mittelpunkte unserer Gedankenarbeit, ist es der wichtigste Ausdruck, welchen die Tätigkeit des Verstandes sich geben kann, so tritt es ebenso auch in enge Beziehung zu der emotionellen Seite unseres Wesens, zu unserem Gemüts- und Gefühlsleben. Wieviel Freundschaft unter den Menschen, wieviel Gemeinschaft des Lebens und Arbeitens entsteht durch Übereinstimmung, wieviel Feindschaft und Streit entsteht durch Auseinandergehen der Ansichten, das heißt, der gefällten Urteile! Und selbst wenn zwei oder mehrere sich bemühen, über die Verschiedenheit der Meinungen hinweg zu sehen, sich dadurch in ihrem gegenseitigen Verhältnisse nicht stören zu lassen, so ist dieses wiederum nur möglich durch eine Übereinstimmung höheren Grades, welche die Differenzen der Ansichten als etwas notwendiges und heilsames hinnimmt. — Alle Wertschätzung von Dingen oder Personen nimmt die Form des Urteils an. Und den höchsten Ausdruck, den der

[1]) Vgl. hierzu u. a.: Theodor Lipps, Grundzüge der Logik, Hamburg und Leipzig 1893, S. 16.



Mensch dem, was sein Gemüt bewegt, in seinen Gedanken zu geben vermag, pflegt die Sprache seinen „Glauben“ zu nennen. Dabei bleibt zunächst noch ganz unbestimmt, worin dieser besteht. Wohl aber zeigt sich der enge Zusammenhang mit der uns jetzt beschäftigenden Denkform. Denn Glauben ist logisch und psychologisch betrachtet, nichts anderes als eine Art des Urteilens.

Nach dem Gesagten ist es kaum noch nötig, die Wichtigkeit des Urteils für das praktische Leben besonders hervorzuheben. Es ist in diesem gar nicht möglich, irgend etwas zu tun, ohne vorher sich eine irgendwie gestaltete Ansicht gebildet zu haben, und diese muß, wie gesagt, stets die Form des Urteils tragen. Sodann zwingt ja die praktische Tätigkeit den Menschen in viel höherem Grade aus sich herauszugehen, als die rein theoretische Beschäftigung. Der Denkende kann unter Umständen einsam bleiben, der Handelnde muß stets zu Dingen oder Personen in Beziehung treten. Darum ist hier diejenige Denkform am Platze, welche vor allen anderen das Hilfsmittel der gemeinsamen Betrachtung ist, das Urteil. Ferner wird dieses Verhältnis zu Dingen oder Personen fast niemals ein gleichgültiges sein. Es wird in höherem oder geringerem Grade freundliche oder feindliche Formen annehmen. Auch diese finden in unserem Denken ihren Ausdruck. Auch diesen liefern dieselben Erscheinungen. Schon die Sprache des täglichen Lebens sagt in diesem Falle: ich habe mir über diesen und jenen Menschen, über diesen und jenen Gegenstand, Vorgang u. s. w. ein — Urteil gebildet.

Von der Logik und ebenso von der Erkenntnistheorie ist nun diese Bedeutung des Urteils auch stets zum Ausdruck gebracht worden. Nicht in gleichem Maße ist dieses innerhalb der Psychologie geschehen. Erst seit wenigen Jahren ist dem Urteile eine etwas eingehendere Behandlung zu teil geworden. Jerusalems[1])

---

[1]) Wilhelm Jerusalem, Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung, Wien und Leipzig 1895. Derselbe, Glaube und Urteil. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Bd. 18, S. 162. Derselbe, Über psychologische und logische Urteilstheorieen. Dieselbe Zeitschrift Bd. 21 S. 158 ff. — Vor Jerusalem war das Urteil in eingehenderer Weise vom psychologischen Standpunkte eigentlich nur behandelt von Franz Brentano in seiner „Psychologie vom empirischen Standpunkte“, 1. Bd., Leipzig 1874, S. 266 ff. An ihn schließt sich in dieser Frage an Carl Stumpf im ersten Bande seiner „Tonpsychologie“, Leipzig 1883, S. 1 ff. Eine Zusammenstellung der wichtigsten

eindringende Untersuchungen dürften den Anstoß dazu gegeben haben, daß sich auch die Vertreter der Seelenlehre mehr mit diesen Erscheinungen befaßt haben.

Aber freilich kommt das Urteil in dieser Hinsicht den Empfindungen und Vorstellungen noch längst nicht gleich. Im Vergleich zu den zahlreichen Arbeiten, welche sich mit diesen beschäftigen, finden sich nur äußerst wenig Untersuchungen über jenes. Vielleicht hängt das gerade mit der zentralen Stellung zusammen, welche dem Urteile in unserem Gedankenleben zukommt.[1]) Vielleicht liegt es im Wesen der psychologischen Untersuchung, bei den mehr peripheren Erscheinungen einzusetzen und von ihnen aus erst allmählich zu dem Mittelpunkte des betreffenden Kreises von Vorgängen vorzudringen. Sodann werden die Vorstellungen von einer weit verbreiteten Richtung in unserer Wissenschaft als die Objekte des Urteils, dieses wird als die sie verarbeitende Tätigkeit aufgefaßt. Wenn wir auch diese Ansicht nicht als die definitive Lösung des hier vorliegenden Problems betrachten können, so dürfte sie doch gewisse Eigenarten der tatsächlichen Verhältnisse richtig zum Ausdruck bringen. Auch hiermit mag es zusammenhängen, daß die Vorstellungen, die Objekte des Denkens, auch eher zu Objekten der psychologischen Untersuchung gemacht werden, als die Urteile, welche auf sie sich richten.

Ein weiterer Grund mag in der Ausbildung exakter, empirischer

---

damals vorliegenden psychologischen Äußerungen über das Urteil hat Verfasser am Anfange seiner Inauguraldissertation: Beiträge zur Psychologie des Urteils, Versuch einer analytischen Behandlung desselben, Halle 1890, gegeben. In der vorliegenden Untersuchung werden wir an den betreffenden Stellen Gelegenheit haben, auf die Literatur einzugehen. Die wichtigsten Beiträge zu unserer Frage liefern übrigens nicht diese — häufig recht knappen — Bemerkungen, sondern die eingehenden Diskussionen über zwei Begriffe, die — unter sich völlig verschieden — eng an unser Gebiet angrenzen. Wir meinen die „Apperzeption" in der Fassung Wundts und das „Belief" in der englischen und amerikanischen Psychologie. Vgl. Wundt, Physiologische Psychologie, 4. Aufl., Bd. II S. 73 ff., 121 ff., 266 ff., 375 ff., 456 ff. Die betreffenden Abschnitte sind im Vergleich zu den früheren Auflagen sehr wesentlich umgearbeitet. Oswald Külpe, Grundriß der Psychologie auf experimenteller Grundlage dargestellt, S. 438 ff. Vgl. ferner G. F. Stout, Analytic Psychology, speziell die Ausführungen über Noetic Synthesis, ferner James Mill, Analysis of the phenomena of the human mind, London 1829, S. 254 ff. William James, The principles of psychology, London 1890, Bd. 1 S. 598, Bd. 2 S. 284 ff.

[1]) Wundt, System der Philosophie S. 38 ff., 98, 137 ff.



Methoden liegen, welche für das Gebiet der Empfindungen u. s. w. schon jetzt gelungen ist, für das Urteil dagegen noch nicht. Dieser Umstand dürfte auch den Grund für eine durchgreifende Verschiedenheit in der Behandlung beider Probleme bilden. Während dort die Detailuntersuchung mehr und mehr die Oberhand gewinnt, zeigt hier die Betrachtung noch einen mehr allgemeinen Charakter. Die Vorstellungen (wenn nichts anderes ausdrücklich bemerkt ist, sollen darunter im folgenden die Empfindungen stets mitverstanden werden) werden immer mehr in einzelnen, exakt beobachteten Erscheinungen erforscht. Erst von diesen aus sucht man zu allgemeineren Gesichtspunkten aufzusteigen. In der Bearbeitung der Urteile dagegen faßt man gewöhnlich gleich von vornherein kleinere oder größere Gruppen ins Auge. Ja, meist werden die umfassendsten Klassen der betreffenden Gebilde zuerst berücksichtigt. Erst wenn man über diese bestimmte, natürlich sehr allgemeine Aussagen gemacht hat, geht man zu engeren Kreisen von Erscheinungen über. Den induktiven Grundsätzen, welche eine empirische Methodik fordern muß, entspricht ein solches Verfahren freilich nicht.

Die Ursache der geschilderten Verhältnisse dürfte einmal in der Jugend der auf die Erfahrung gegründeten Seelenlehre liegen. Bei der verhältnismäßig geringen Zahl der vorhandenen Forscher, dem Umfange und der Schwierigkeit der Probleme erscheint es natürlich, daß nur ein beschränkter Kreis von Aufgaben bisher nach den Grundsätzen der neueren empirischen Psychologie behandelt werden konnte. Kann doch unsere Wissenschaft in dieser Form erst auf wenige Jahrzehnte zurücksehen! Ein weiterer Grund dürfte in dem Einflusse der Logik liegen. Diese Wissenschaft hat beim Eingehen auf das Urteil selbstverständlich den Anforderungen ihrer eigentümlichen Aufgaben folgen müssen. Aber der Umstand, daß sie es dabei mit psychischen Erscheinungen zu tun hatte, mußte doch auch auf sie von Einfluß sein. Deshalb befinden sich in den ihr gewidmeten Werken auch manche für die Seelenlehre wichtige Bemerkungen. Insbesondere sind hier die scharfsinnigen Analysen Sigwarts zu erwähnen, deren Einfluß deutlich auch in der psychologischen Literatur sich nachweisen läßt. Aber da die Logik keine erklärende oder beschreibende sondern eine normative Wissenschaft ist, so kann sie auf die tatsächlichen

Einzelheiten nicht in der Ausführlichkeit eingehen, wie dieses die Psychologie und insbesondere die empirische Behandlungsweise derselben tun muß. Übt sie auf die letztere irgend einen Einfluß aus, so wird infolge desselben die exakte induktive Forschungsart zurücktreten und die spekulative deduktive Anschauungsweise an Boden gewinnen. In der Untersuchung des Urteils hat sich ein solcher Einfluß früher entschieden geltend gemacht, und noch jetzt zeigt dieser Teil der Seelenlehre die Spuren desselben.

In derselben Richtung dürfte sich auch der Einfluß der dritten Wissenschaft geltend gemacht haben, welche sich noch für das Urteil interessiert, der Erkenntnistheorie.[1]) Ihre Aufgabe besteht in der Darstellung der Verfahrungsweisen auf den verschiedenen Gebieten des Gedankenlebens und in der Abmessung des Geltungsbereiches einer jeden. Dazu ist es unbedingt erforderlich, daß sie größere Gedankenkreise in ihrer Betrachtung zusammenfaßt. Weniger notwendig ist es dagegen, die einzelnen Tatsachen zu konstatieren, zu sammeln und zu deuten. Wo sich deshalb die Erkenntnistheorie mit dem Urteile, das ja der logische und psychologische Ausdruck jeder Erkenntnis ist, beschäftigt, wird auch sie dazu beitragen, daß in seiner Behandlung mehr die dednktive, umfassende, als die induktive, auf das Einzelne gerichtete Forschungsmethode Platz greift.

Als Tatsache können wir die dargelegten Verhältnisse aus der geschichtlichen Entwicklung unseres Problems heraus verstehen. Dagegen können wir dem nicht zustimmen, wenn einzelne Forscher daraus ein Prinzip machen. Es ist im Anschluß an Lotzes Standpunkt gesagt worden, daß zwar der mechanische Verlauf der Vorstellungen einer empirischen Behandlung zugänglich sei, das Urteil und die noch komplizierteren Denkformen dagegen einer solchen sich entziehen.

Auch wir stehen nicht auf dem Boden des absoluten Empirismus. Wir geben zu, daß es große und hochbedeutende philosophische Arbeitsgebiete gibt, die sich nicht auf Grund der Erfahrung allein behandeln lassen. Aber in der Psychologie können wir solche nicht anerkennen. Speziell gehört das Urteil zu ihnen

---

[1]) Heinrich Maier, Logik und Erkenntnistheorie in: Philosophische Abhandlungen, Christoph Sigwart zu seinem siebzigsten Geburtstage gewidmet, Tübingen, Freiburg, Leipzig 1900, S. 229ff.

nach unserer Ansicht nicht. Eine ausführliche Begründung unseres Standpunktes halten wir an dieser Stelle nicht für angebracht. Widerlegt können die entgegenstehenden Behauptungen einer spekulativen Psychologie nur durch den glücklichen Fortgang der auf die Erfahrung gegründeten Untersuchung werden. Sollte diese zunächst mißlingen, so werden sich ihre Anhänger dadurch schwerlich von immer neuen Versuchen abschrecken lassen. Aber eine prinzipielle Polemik würde alsdann der logischen Unterlagen entbehren, während sie im entgegengesetzten Falle überflüssig sein würde. Denn das ist gerade das Große an der empirischen Forschung, daß sich ihren Ergebnissen auf die Dauer auch der Gegner nicht entziehen kann.

Absehen wollen wir von allen Resultaten, welche die bisherige Untersuchung des Urteils gezeitigt hat. Zum großen Teile sind sie, wie gesagt, nicht auf dem Wege gewonnen worden, welchen eine empirische Behandlung psychologischer Fragen allein gelten lassen kann. In diesem Falle ist eine Nachprüfung unseres Erachtens unbedingt geboten. Denn ehe sie nicht durch die Erfahrung und die auf sie sich stützende Methodik bestätigt sind, kommt ihnen nicht die eigentümliche Sicherheit zu, die wir erstreben. Aber auch da, wo die Erforschung des Urteils den Anforderungen exakter Untersuchung Genüge zu leisten sich bemüht hat, dürfte eine nochmalige Inangriffnahme derselben Aufgabe am Platze sein. Wenn dieselben Resultate auf zwei verschiedenen Wegen gewonnen werden, so ist das um so besser, ihre Sicherheit ist dann um so größer. Werden wir dagegen zu abweichenden Ansichten geführt, dann wird es gleichfalls heilsam sein, daß die so entstandenen Kontroversen nicht verschleiert bleiben. Schwierigkeiten werden sich daraus allerdings ergeben, daß wir unsere Aufgabe so gleichsam ganz von neuem in Angriff nehmen. Indessen dürften diese sich weniger in der Forschung selbst, als in der Darstellung der gewonnenen Resultate zeigen. Denn zur Verständigung mit anderen muß man sich der vorliegenden Begriffe bedienen. Diese sind aber im wesentlichen ein Niederschlag früherer wissenschaftlicher Arbeiten. Wenn man die Resultate dieser dahingestellt sein läßt, so geht einem leicht auch der Vorteil verloren, welchen für die Verständigung mit anderen die schon früher festgelegten Begriffe darbieten. Diesem Übelstande muß

natürlich so gut es geht, abgeholfen werden. Zunächst wird man sich der überkommenen Ausdrücke bedienen, ohne jedoch sich deren Bedeutung ganz zu eigen zu machen. Vielmehr wird man durch möglichst klare Darlegung der Abweichung in der eigenen Fassung der Begriffe und durch möglichst konkretes Eingehen auf das tatsächliche Material die eigenen Ansichten zu verdeutlichen suchen müssen.

Nicht verhehlen werden wir es uns dürfen, daß eine empirische Erforschung des Urteils, wenn sie überhaupt gelingen soll, eine schwierige und komplizierte Sache ist, und daß man dabei mitunter sehr weit wird ausholen müssen. Die Vorgänge selbst, welche untersucht werden sollen, sind sehr zusammengesetzter Natur. Es wird nicht immer ganz leicht sein, genügend exakte Beobachtungen auf diesem Gebiete anzustellen und durch geeignete Schlüsse zu ergänzen. Daneben ist für jede empirische Betrachtung noch ein zweites erforderlich. Nach der Sammlung und Konstatierung des tatsächlichen Materials muß die Erklärung und Deutung desselben gepflegt werden. Auch die Ausbildung der hierzu notwendigen Begriffe wird bei dem zusammengesetzten Charakter der zu untersuchenden Erscheinungen nicht einfach sein. Insbesondere wird die Sache erschwert durch die enge Berührung, in welcher unser Arbeitsgebiet mit Logik und Erkenntnistheorie steht. Wird dadurch auch die Bedeutung des Urteils selbst klargestellt, so ergeben sich daraus für seine Erforschung doch manche Spezialprobleme, welche andere Teile der Seelenlehre nicht kennen.

Ehe man an die Untersuchung einer Gruppe von Erscheinungen herantreten kann, muß man sich wenigstens im allgemeinen über den Umfang des zu erforschenden Gebietes klar sein. Bis ins einzelnste lassen sich die Grenzen desselben erst nach der Betrachtung feststellen. Denn der Umfang jedes Begriffes ist auch von seinem Inhalte abhängig. Je nachdem man mehr oder weniger Merkmale diesem beilegt, oder die einzelnen Momente des Begriffes so oder anders bestimmt, wird die Zahl der unter denselben fallenden Erscheinungen größer oder geringer. Indessen sind dies feinere Unterschiede, die bei dem Beginne der Arbeit noch nicht in Betracht zu kommen brauchen. Hierfür genügt eine Verständigung im allgemeinen, genügt es, wenn die größeren Gruppen festgestellt werden, die untersucht werden sollen. Zu diesem

Zwecke wird es auf unserem Gebiete ausreichen, wenn wir uns bei der Logik Auskunft suchen. Denn diese Disziplin und nicht die Seelenlehre hat den Begriff des Urteils bisher im wissenschaftlichen Sprachgebrauche fixiert. Und für den Anfang — freilich auch nur für diesen — wird es auch der psychologischen Untersuchung genügen, sich dieser Fixierung zu bedienen. Allerdings lassen wir dabei zunächst alle Bestimmungen fort, welche nur den Zwecken des anderen Faches dienen, wie z. B. die, daß das Urteil das Bewußtsein der objektiven Gültigkeit einer subjektiven Verbindung von Vorstellungen sei, (Überweg) oder, daß sein Wesen in der Prädikation bestehe (B. Erdmann) u. s. w. Auch über die streng genommen in das Gebiet der Psychologie gehörenden aber in Lehrbüchern der Logik entwickelten Theorien gehen wir hinweg, wie z. B. über die durch Wundt hervorgerufene Frage, ob das Wesen des Urteils in der Verbindung zweier getrennter Vorstellungen bestehe oder in der Trennung einer zusammengesetzten. Denn wir wollen, wie schon erwähnt, alle derartigen Gedanken zurückstellen, bis unsere eigene Untersuchung uns entweder zur Annahme oder zur Ablehnung derselben geführt hat. Wir entnehmen deshalb zunächst aus der Logik nur die wohl allgemein zugestandene Bestimmung, daß der sprachliche Ausdruck des Urteils der vollständige oder verkürzte Aussagesatz ist. Hiermit ist indes schon eine Schwierigkeit aufgedeckt. Denn der sprachliche Ausdruck ist nicht das Urteil selbst, und doch wird diese Bezeichnung häufig auf ihn angewendet. Ja, wenn man an die Art und Weise denkt, wie die Logik z. B. die verschiedenen Arten der Urteile unterscheidet, so wird man beides, Urteil und Aussagesatz, häufig kaum noch getrennt finden. Auf diese Weise erhält der Ausdruck „Urteil“ eine doppelte Bedeutung. Er bezeichnet einmal „ein abgeschlossenes Resultat der Denktätigkeit, das als solches im Gedächtnis wiederholbar, in neue Kombinationen einzugehen fähig, durch Mitteilung an andere übertragbar, in der Schrift für alle Zeit fixierbar ist“.[1]) Aber das ist nicht der eigentliche, strengste Sinn des Wortes. Nach diesem ist das Urteil vielmehr ein lebendiger Vorgang, ein Akt des denkenden Individuums, der sich in einem bestimmten Momente innerlich vollzieht. Ein Fortbestehen

[1]) Sigwart, Logik I² S. 25.

desselben ist nur dadurch möglich, daß er „immer und immer wieder mit dem Bewußtsein seiner Identität wiederholt wird“.

Zu ihm tritt der Aussagesatz hinzu. Psychologisch ist dieser entweder, wenn er gesprochen ist, eine Gehörsvorstellung bezw. ein Komplex von solchen, oder, wenn er geschrieben ist, eine Gesichtsvorstellung oder wieder ein Komplex von solchen. Seiner logischen Bedeutung nach ist er der sprachliche Ausdruck, das sinnliche Zeichen des Urteils, das „äußerlich für andere gegenwärtig und erkennbar, beurkundet, daß ein bestimmter Denkakt im lebendigen Denken vollzogen worden ist“.

Für die Logik genügt es, bei allen wichtigen Problemen, welche die Untersuchung des Urteils mit sich bringt, sich des Unterschiedes beider Bedeutungen bewußt zu bleiben. Zwar ist auch für sie der Aussagesatz das Nebensächliche, der Urteilsakt die Hauptsache. Aber es reicht für sie aus, bei der Behandlung des letzteren sich an seinen sprachlichen Ausdruck zu halten. Denn sie richtet ihre Vorschriften nur an das völlig entwickelte Denken, und dieses hat allerdings stets irgend einen Ausdruck bereits in der Sprache gefunden. Anders liegt die Sache in der Psychologie. Sie darf nicht bloß ein allgemeines Bewußtsein haben von dem Unterschiede zwischen dem Aussagesatze als dem sprachlichen Ausdrucke des Urteilsaktes und dem letzteren selbst. Für sie stellt dieser Unterschied ebenso wie jeder mit Sicherheit konstatierte Tatbestand schon eben dadurch, daß er dies ist, eine Aufgabe dar, aus der sich möglicherweise eine ganze Reihe von Problemen entwickeln kann. Wir glauben, daß schon jetzt, beim Beginne der Untersuchung, die Notwendigkeit erkennbar ist, auf dreifachem Wege an die auftauchende Frage heranzutreten.

1. In relativer Festigkeit oder, wie Sigwart sagt, „als ein fertiges Ganzes, als ein abgeschlossenes Resultat der Denktätigkeit“ liegt uns nur das Urteil als Gebilde, der geschriebene oder gesprochene Aussagesatz vor. Es fragt sich nun: lassen sich von diesem aus Schlüsse auf den Urteilsakt machen? — Ganz ungangbar ist dieser Weg sicherlich nicht. Die Logik hat diejenigen psychologischen Erkenntnisse, welche sie uns überhaupt geliefert hat, wohl fast ausschließlich auf diese Weise gewonnen. Ferner wäre es ja denkbar, daß außer den gesprochenen oder geschriebenen Aussagesätzen sich kein sicheres empirisches Material unserer

Untersuchung zu Grunde legen ließe. In diesem Falle würde eine nur an die Erfahrung sich wendende Wissenschaft die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit überhaupt erreicht haben, wenn sie dasjenige konstatiert hätte, was man von dem Aussagesatze aus über den Urteilsakt erschließen kann. Nun hoffen wir freilich, daß die Grenzen unserer Arbeit nicht so eng gesteckt sind. Trotzdem werden wir mit in erster Linie auf die soeben skizzierte Methode angewiesen sein. Freilich unterlassen wir nicht, eine Forderung kritischer Vorsicht zu erheben: das jetzt dargestellte Verfahren ist ein indirektes und bedarf deshalb der Ergänzung durch andere Untersuchungsweisen.

2. Es fragt sich, ob nicht der dem Aussprechen bezw. Niederschreiben des Satzes parallel oder vorausgehende Urteilsakt sich direkt untersuchen läßt. Gerade vom empirischen Standpunkte erscheint dieser Weg am verlockendsten, da er am schnellsten zur Lösung der aufgeworfenen Probleme führen würde. In der Tat glauben wir, daß bei der Ausbildung der meisten bisherigen Ansichten über das Urteil dieses Verfahren den betreffenden Forschern vorgeschwebt hat. Nun wollen wir auch nicht bestreiten, daß auf diese Weise relativ wichtige Gesichtspunkte gewonnen sind. Insbesondere dürften wir hierdurch gelangt sein zu der Orientierung über die höheren Prozesse des geistigen und insbesondere des Gedankenlebens, soweit wir eine solche jetzt schon haben. Indessen mehr als solche allgemeinen Gesichtspunkte scheinen uns auf diesem Wege nicht gewonnen werden zu können.

Zu einer prinzipiell einwandsfreien Erklärung scheinen uns die hier verwendeten Beobachtungen nicht auszureichen. Auf diesen hoch entwickelten Gebieten ist es gar zu schwer, zu trennen, was ausschließlich Datum der Wahrnehmung ist, und was schon zu den erklärenden Begriffen gehört. Sodann sind diese Vorgänge mit ihrem sprachlichen Ausdrucke, von welchem hier ja abgesehen werden soll, so eng infolge der ganzen vorhergehenden Entwicklung verwachsen, daß es schwer sein dürfte, sie ganz von ihm loszulösen. Diese und ähnliche Erwägungen machen es auch verständlich, weshalb die Ansichten der verschiedenen Forscher sich gerade in unserem Probleme so schroff gegenüberstehen. Wie wäre dieses möglich, wenn die innere Erfahrung hier eine unzweideutige Erklärung an die Hand gäbe? Wie wäre es möglich, daß der

eine Forscher eine besondere von dem mechanischen Vorstellungsverlaufe unabhängige psychische Aktivität in sich finden kann und der andere nicht? Wie wäre es zu erklären, daß der eine das Urteil auf Grund seiner Selbstbeobachtung als einen Akt des Verbindens, der andere als einen Akt des Trennens, wieder ein anderer als eine Formung oder Gliederung auffaßt u. s. w.? Wir werden deshalb diesem Verfahren, das auf den ersten Blick die größte Sicherheit zu versprechen scheint, gerade am wenigsten trauen dürfen. Die Sache schien ja im Anfang so einfach zu sein. Daß hier Urteile vorliegen, darüber herrscht kein Zweifel. Das erkennen wir an ihrem sprachlichen Ausdrucke, dem Aussagesatze. Nun so fassen wir diese Phänomene in ihrem ganzen Umfange ins Auge, abstrahieren dann von ihrem sprachlichen Ausdrucke, — was dann übrig bleibt, liefert eben die Erkenntnis des Urteils. Nur ist jene Abstraktion in Wirklichkeit nicht auszuführen. Denn sie zerstört eben die Zusammenhänge, die man erforschen wollte. Immerhin mag diese Methode der direkten Beobachtung des eigentlichen ausgebildeten Urteilsaktes gelegentlich angewendet werden. Nur glaube man nicht, daß ihre Ergebnisse so einfach angenommen werden dürfen, ohne auf anderem Wege von neuem geprüft zu werden. Was man durch sie gewinnen kann, das sind weniger wirkliche Erkenntnisse, als Fingerzeige für die Richtung, in welcher diese zu suchen sind. Denn was man findet, sind, psychologisch betrachtet, mehr oder weniger vage Verschiedenheiten in den den Urteilsakt begleitenden Gemeinempfindungen. Dieses ist in gleicher Weise der Fall, wenn der Unterschied des Urteils von den Reproduktionsvorgängen festgestellt werden soll, oder der Unterschied zwischen Bejahung und Verneinung u. s. w. Noch weniger dürfte diese Methode der direkten Beobachtung leisten für die Erforschung der feineren Nuancen in den Denkvorgängen. Diese sind vielmehr weiter entwickelt worden eben im sprachlichen Ausdrucke. Dessen Betrachtung gehört aber nicht hierher, sondern ist schon oben unter Nr. 1 behandelt.

3. läßt sich die Frage aufwerfen: kommt nicht der Urteilsakt ohne Gebilde d. h. ohne sprachlichen Ausdruck vor? oder was dasselbe ist: Gibt es auch nicht-sprachliche Urteile? Diese Frage würde vom empirischen Standpunkte aus bestimmter so gestellt werden: lassen sich nicht-sprachliche Urteile beobachten? Denn

eine Erscheinung, welche existiert, ohne wahrgenommen werden zu können, bringt uns in der Lösung unserer Probleme nicht weiter. Die im vorigen Absatze gegebene wesentlich negative Antwort braucht noch kein Präjudiz für den jetzt behandelten Punkt zu enthalten. Denn dort war der Fall ins Auge gefaßt, daß neben dem Urteilsakt noch der sprachliche Ausdruck vorliegt. Die Unmöglichkeit, den Akt zu beobachten, welche dort behauptet wurde, kann ja vielleicht gerade in diesem Zusammensein begründet liegen. Sie würde alsdann aufhören, wenn das Gebilde, wie wir jetzt annehmen, fortfällt.

Sigwart erklärt, daß der sprachliche Ausdruck bei der Subjektsvorstellung fehlen könne, daß er dagegen für die Prädikatsvorstellung unentbehrlich sei. Ehe er zu dieser hinzugetreten sei, könne von einem bewußten Urteilen nicht gesprochen werden. Allerdings sei auch die Bildung der Wortvorstellungen ein psychischer Prozeß, den wir uns nur nach Analogie zu bewußten, urteilsartigen Denkakten vorzustellen vermöchten. Aber er falle vor unser bewußtes, absichtliches Denken. Dieses finde nur seine Resultate, eben die für die Prädikatsvorstellungen bereit liegenden sprachlichen Ausdrücke vor.

Damit ist der Standpunkt der Logik gekennzeichnet. Für sie gibt es keine Urteile ohne jeden sprachlichen Ausdruck. Für sie beginnen diese Erscheinungen erst da, wo mindestens die eine Vorstellung, das logische Prädikat bereits mit einem Wortbilde assoziert ist. Die Psychologie kann dagegen selbstverständlich nichts einwenden, weil sie der Nachbarwissenschaft in deren eigenartige Arbeit nicht hineinzureden hat. Nur wird sie für sich die Frage offenhalten müssen, ob nicht das ganze Gebiet der Logik nur ein Teil des gesamten menschlichen Gedankenlebens sei. Die psychologische Untersuchung der Denkerscheinungen darf sich überhaupt keine Schranken auferlegen lassen. Sie muß sich auf jede Tatsache erstrecken, mag dieselbe nun eine große oder geringe Bedeutung besitzen. Zu den Aufgaben der Logik gehört eine solche Universalität nicht unbedingt. Sie braucht nicht alle Denkerscheinungen zu betrachten, sondern nur diejenigen, auf welche die Anwendung ihrer Normen möglich ist. Danach wird sich auch die Fassung ihrer Begriffe richten, also auch die Fassung ihres Begriffs des Urteils. Dieser wird in ihr unter keiner Bedingung

weiter, wohl aber vielleicht enger sein können, als in der Seelenlehre. Dieses Verhältnis kann vielleicht gerade in der Frage der nicht-sprachlichen Urteile zu Tage treten. Vielleicht liegt hier gerade die Grenze, wo sich logische und psychologische Fassungen des Urteilsbegriffes trennen. Vielleicht ist die sprachliche Fixierung notwendig für diejenige Entwicklungsstufe des Denkens, auf welcher zuerst die Normen der Logik berücksichtigt werden können. Dann wäre diese im Recht, für ihr Arbeitsgebiet die nicht-sprachlichen Urteile abzulehnen, ohne daß deshalb die Psychologie gehindert wäre, derartige Erscheinungen anzunehmen. Das schadet nichts. Wir werden am weitesten kommen, wenn jede Wissenschaft nur nach den in ihr liegenden Prinzipien ihr Arbeitsgebiet absteckt. — Übrigens hat uns die Logik durch das Zugeständnis der Wesensgleichheit des vollständigen und des verkürzten Aussagesatzes in dankenswerter Weise vorgearbeitet. Dadurch wird die Unterscheidung des Urteilsaktes von seinem sprachlichen Ausdrucke wesentlich erleichtert.[1])

Bei der Erforschung der Urteile, die eine sprachliche Fixierung noch nicht gefunden haben, wird freilich die Analogie zu denjenigen, die in der Sprache bereits ausgedrückt sind, eine große Rolle spielen. Nur daß diese, wie Sigwart meint, das einzige Mittel dieser Untersuchungen sei, müssen wir bestreiten. Sigwart faßt ausschließlich die früher bewußten, jetzt unbewußt gewordenen Prozesse ins Auge.[2]) Daß es solche gibt, räumen wir ein, ebenso auch, daß sie nur auf dem Wege der Analogie erkennbar sind. Aber daneben haben wir auch andere Phänomene zu erforschen. Für unsere speziellen Zwecke ist es erforderlich, daß diese mit den — in der Sprache bereits fixierten — Urteilen irgend welche Ähnlichkeit besitzen, über die dann die weitere Untersuchung Auskunft zu geben hat.

Wir werden vielleicht das, was hier gemeint ist, am besten durch Vergleichung mit verwandten Verhältnissen verdeutlichen können. Die einfachen Sinnesempfindungen sind uns jetzt nirgends als selbständige Bewußtseinserscheinungen mehr gegeben. Sie kommen nur noch als Bestandteile der Wahrnehmungsvorstellungen

---

[1]) Vgl. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie, S. 169.
[2]) Wundt, System der Philosophie, S. 335.

vor. Die Logik nimmt deshalb von ihnen kaum Notiz. Für sie kommen sie höchstens als besondere Arten der „Merkmale“ in Betracht. Als solche sind sie Bestandteile der Vorstellungen und eventuell der Begriffe. Und doch spielt ihre Untersuchung in der Psychologie, besonders in der neueren Zeit eine so große Rolle. Denn eine genetische Betrachtung des seelischen Lebens nimmt an, daß sie früher einmal als selbständige Gebilde aufgetreten sind. Man muß dann weiter folgern, daß sie sich im Laufe der Zeit zu den Wahrnehmungsvorstellungen, als deren Bestandteile sie uns jetzt erscheinen, zusammengeschlossen haben, und daß dieser Zusammenschluß auf dieser Stufe der psychischen Entwicklung einen wesentlichen Teil des bewußten Lebens ausgemacht habe. Jetzt ist das anders. Jetzt ist wohl die Wahrnehmungsvorstellung selbst ein bewußtes Phänomen, nicht aber ihre Bildung aus einzelnen Empfindungen. Diese ist demnach unbewußt geworden, und wenn wir sie uns überhaupt vorstellen wollen, so können wir dieses nur tun, nach der Analogie von jetzt vorkommenden bewußten Prozessen. Ähnliches kann nun sehr wohl auch in der Entwicklung des Urteils stattgefunden haben. Auch hier können früher bewußte Prozesse jetzt unbewußt geworden sein. Eine genetische Betrachtung wird nicht umhin können, auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen. Und da eine empirische Untersuchung unvollständig ist, wenn sie nicht auch die Entwicklung ihres Gegenstandes verfolgt, auch durch frühere, jetzt nicht mehr vorhandene Stadien hindurch verfolgt, so werden wir den Winken, die die angezogene Bemerkung Sigwarts enthält, im Verlaufe unserer Betrachtung in ausgedehntem Maße nachkommen müssen.

Aber augenblicklich ist das, was wir brauchen, doch etwas anderes. Wir suchen zunächst einen festen Ausgangspunkt, von dem aus sich die Forschung anstellen läßt. Dieser aber läßt sich durch Analogie allein nicht gewinnen, schon deshalb nicht, weil sie selbst ja immer etwas als bekannt voraussetzt, von dem sie ausgeht. In unserem Falle würden jene urteilsähnlichen nichtsprachlichen Denkakte von dem sprachlich fixierten Urteile aus erschlossen werden müssen. Dabei würde dieses als bekannt vorausgesetzt werden. Das dürfen wir aber nicht tun, weil es ja eben das Problem bildet, das wir zu erklären, seinem Wesen nach kennen zu lernen, suchen wollen. Diese Schwierigkeit wird sich

kaum anders als durch eingehende Einzeluntersuchungen überwinden lassen. Wir werden nicht-sprachliche Denkgebilde, die uns den Urteilen ähnlich zu sein scheinen, erst ganz für sich, ohne Rücksicht auf diese letzteren, betrachten müssen. Erst nachträglich lassen sich die Beziehungspunkte zu diesen feststellen. Erst an dritter Stelle ergeben sich — im günstigen Falle — weitere Folgerungen.

Ob man die gesuchten Phänomene nicht-sprachliche Urteile oder — mit Sigwart — urteilsähnliche Denkakte nennen will, ist eine Frage der Terminologie.[1] Sie ist als solche auch wichtig, kann aber nicht jetzt am Anfange der Untersuchung, sondern erst im Fortgange und am Ende derselben beantwortet werden. Es wird dabei darauf ankommen, ob die Ähnlichkeit mit den in der Sprache fixierten Urteilen so groß ist, daß sie mit diesen unter denselben Namen zusammengefaßt werden müssen.

[1]) Vgl. Lipps' Grundtatsachen des Seelenlebens, Bonn 1883, S. 390 ff.

I. Kapitel.

Beiträge zur psychologischen Methodenlehre.

I. Innere Wahrnehmung und innere Beobachtung.

Das wichtigste Mittel der empirischen Psychologie, um Tatsachen aufzusuchen und zu konstatieren, ist die innere Wahrnehmung und Beobachtung. Freilich ist sie nicht der einzige Weg hierzu. Wir können auch fremdes Seelenleben studieren, allerdings nicht direkt durch ein Hineinsehen in dasselbe, wohl aber indirekt aus seinen Äußerungen. Eine Fülle von Material liefern uns ferner die Niederschläge, welche geistige Tätigkeit erzeugt hat. Sprache und Sitte, Kunst und Religion, die Erzeugnisse wissenschaftlichen Forschens und die so verschiedenartigen Gestaltungen des praktischen Lebens geben in gleicher Weise Zeugnis von einem regen geistigen Schaffen, d. h. von einer unermeßlich großen Zahl psychischer Vorgänge, ohne welche sie niemals in das Dasein getreten wären. Aber auch hier ist die Erkenntnis, welche uns möglich ist, eine indirekte. Die Psychologie sucht eben die Vorgänge zu erforschen, welche jene Gebilde hervorbringen. Aber als tatsächliches Material liegen ihr nur diese letzteren vor, nicht die seelischen Prozesse, durch die sie erzeugt sind. Diese können daher nur indirekt erkannt werden. Zu jedem indirekten Erkennen aber müssen direkte Kenntnisse schon anderswo her gewonnen sein. Diese werden an das indirekt zu erforschende Material herangebracht, und so wird dieses der Erklärung und dem Verständnisse nähergeführt. So kann auch die Seelenlehre

ohne direkt gewonnene Erkenntnisse dasjenige nicht erklären, was ihrer indirekten Erforschung zugewiesen ist. Direkt erkennen aber läßt sich nur das eigene Seelenleben. Von ihm aus müssen die Äußerungen fremden seelischen Geschehens verstanden werden, ebenso wie die Prozesse, als deren Erzeugnisse die oben erwähnten Produkte geistigen Schaffens sich darstellen. Jene aber, nämlich die Vorgänge im eigenen Innern, lassen sich empirisch nur feststellen durch innere Beobachtung und innere Wahrnehmung. So hängt die Möglichkeit einer wissenschaftlichen, auf Tatsachen gegründeten Seelenlehre an der Frage, ob, bezw. in welchem Grade eine innere Beobachtung oder Wahrnehmung möglich sei. Zu verwundern ist es daher nicht, daß heute, wo man so energisch eine empirische Seelenlehre aufzurichten bestrebt ist, auch die Frage der inneren Beobachtung und Wahrnehmung mit im Vordergrunde des Interesses steht. Die folgenden Absätze wollen einen kleinen Ausschnitt aus der so ausgedehnten Behandlung unseres Themas in der psychologischen Literatur geben. Doch hoffen wir, damit die für den augenblicklichen Stand der Frage am meisten charakteristischen Züge zur Darstellung gebracht zu haben.

1. Comte.

In Fluß gebracht ist die Frage der inneren Beobachtung erst durch Auguste Comte. Wie so häufig war es auch hier eine einschneidende radikale Kritik, die den dogmatischen Schlummer, d. h. in diesem Falle das naive Vertrauen zu der eigenen Selbstbeobachtung, gestört hat. Comte verweigert (Cours de philosophie positive 4. Aufl. ed. E. Littré 1. Band S. 30) der jetzigen Psychologie jeden Platz unter den positiven Wissenschaften. Sie sei der letzte Ausläufer der von ihm sogenannten theologischen Denkweise, der frühesten Form der Weltbetrachtung überhaupt. Wenn sie den Geist an sich selbst untersuchen wolle, so heiße das „Abstrahieren von Ursachen sowohl wie von Wirkungen“. Nach Comtes Anschauungsweise bedeutet das die Aufhebung aller Daten, auf welche sich die Forschung stützen könnte, und damit die Aufhebung der letzteren selbst. Der menschliche Geist könne alle Erscheinungen direkt beobachten, nur nicht seine eigenen. Es sei schwer, anzugeben, wer das Subjekt dieser Selbstbeobachtung sein solle. Bei den sogenannten moralischen Phänomenen sei sie viel-

leicht noch möglich. Denn hier seien die Organe, welche den Sitz der Vorgänge bildeten, verschieden von denjenigen, denen die Beobachtung obliege. Doch sei es auch hier besser, die Leidenschaften an anderen Menschen zu studieren. Offenbar unmöglich aber sei die Beobachtung der intellektuellen Phänomene während ihres Ablaufs. Denn das denkende Individuum könne sich nicht teilen in ein beobachtendes und ein beobachtetes. Auch sei das Organ für die Beobachtung und für den beobachteten Prozeß in diesem Falle identisch. Ironisch spricht er dann die Folgerung aus, die sich aus der schon im Prinzip verfehlten inneren Wahrnehmung ergebe. Einerseits solle man sich — diese Forderung läßt COMTE die Anhänger der angegriffenen Methode erheben — von jeder Empfindung möglichst abschließen, sich auch jeder Denkarbeit enthalten, dann solle man zusehen, was im Geiste vor sich gehe, während sich doch nichts mehr in ihm ereigne. Er steigert die Ironie noch, indem er die Erwartung ausspricht, daß unsere Nachkommen derartige seltsame Ansprüche auf der Bühne dargestellt sehen würden. Die Resultate einer solchen Forschungsart entsprächen dem Prinzip. Seit 2000 Jahren sei die Psychologie so bearbeitet worden, und noch sei nicht ein einziger verständlicher und festgegründeter Satz gewonnen.

2. Mill.

Von den Einwürfen, die gegen COMTES Darlegungen erhoben sind, seien diejenigen ST. MILLS, der seinem Standpunkte in mancher Hinsicht so nahe steht, hier zuerst erwähnt.[1]) Er bezeichnet COMTES Ansichten als eine ernste Verirrung. Er fragt, wie man denn die Äußerungen des Seelenlebens anderer solle zu deuten wissen, ohne zuvor durch Erkenntnis des eigenen Selbst gelernt zu haben, welches ihr Sinn sei. Er beruft sich auf CONDILLAC und WILLIAM HAMILTON zur Erhärtung der „Tatsache, daß der Geist sich mehr als eines Eindrucks, ja einer beträchtlichen Anzahl von Eindrücken zugleich bewußt sein und, mehr als dieses, denselben zugleich seine Aufmerksamkeit widmen könne“. Freilich werde dieselbe durch diese Teilung geschwächt und darin liege aller-

---

[1]) AUGUSTE COMTE und der Positivismus 1865. Wiederabdruck aus der Westminster-Review, übers. von ELISE GOMPERZ, Leipzig 1874, S. 44 ff.

dings eine Schwierigkeit der inneren Beobachtung. „Allein eine Schwierigkeit ist nicht eine Unmöglichkeit.“ Diesen letzteren Satz Stuart Mills werden wir im folgenden gewissermaßen als das Motto unserer eigenen Anschauungen hinsichtlich des Problems der inneren Wahrnehmung betrachten können. Seine Tragweite ist hier nach unserer Auffassung eine weit größere, als selbst Mill angenommen zu haben scheint. Ferner bezeichnet Mill die Beobachtung vermittelst des Gedächtnisses als eine zulässige Quelle für die Erkenntnis der eigenen inneren Erlebnisse. Auf diesem Wege sei in der Tat bisher schon das Beste, was wir an psychologischen Einsichten besäßen, gewonnen worden. Auch diese Ansicht ist in der neueren psychologischen Literatur recht einflußreich geworden.

3. Brentano.

Der zweite, der Comtes Ausführungen seinerseits einer Kritik unterworfen hat, ist Franz Brentano (Psychologie vom empirischen Standpunkte 1. Bd. 1874 S. 35 ff.). Er hat die Gedanken Comtes für die Seelenlehre eigentlich erst recht fruchtbar gemacht, indem er sie ihres radikalen Charakters entkleidete, die Mahnung zur Vorsicht dagegen, die sie im Verhältnis zu dem naiven Selbstvertrauen der früheren Zeit gegeben hatten, auch in seinen Darlegungen beibehielt. Seine Auffassung stützt sich auf den Unterschied zwischen der mit Absicht ausgeführten Beobachtung und der ohne eine solche vor sich gehenden Wahrnehmung.[1]) Die letztere sei die eigentliche Erfahrungsgrundlage der Psychologie, während jene überhaupt unmöglich sei. Ja, es sei ein allgemein gültiges psychologisches Gesetz, daß wir niemals einem Gegenstande der inneren Wahrnehmung unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden vermögen. In dieser Hinsicht also habe Comte richtig gesehen. Sein Fehler sei nur der gewesen, daß er zugleich mit der absichtlich ausgeführten inneren Beobachtung auch die unabsichtlich vor sich gehende innere Wahrnehmung verworfen habe. Nur eine Art von Beobachtung seiner selbst ist nach Brentano gleichfalls möglich, nämlich die Beobachtung im Gedächtnisse. Wir finden hier den Gedanken wieder, den schon Mill gegen Comte geltend gemacht hat.

[1]) Eine ähnliche Unterscheidung hat schon Kant gemacht in der Anthropologie vom Jahre 1798, S. 11 ff.



4. Friedrich Albert Lange.

Die von Brentano gezogene mittlere Linie ist im allgemeinen auch von den übrigen Forschern, die diese Frage behandelt haben, eingehalten worden. Von den deutschen Philosophen dürfte am entschiedensten gegen die innere Beobachtung Stellung genommen haben Friedrich Albert Lange, der Verfasser der „Geschichte des Materialismus“.[1]) Er findet, daß die Natur aller und jeder Beobachtung dieselbe sei, daß also zwischen innerer und äußerer Beobachtung kein prinzipieller Unterschied konstatiert werden könne. Nur darin liege ein solcher, ob eine Beobachtung von anderen gleichzeitig oder später ebenfalls gemacht werden könne, oder ob sie sich einer solchen Aufsicht und Bestätigung entziehe. Auch die äußere Beobachtung würde nicht den exakten Charakter gewonnen haben, den wir in den Naturwissenschaften bewundern, wenn nicht jedes einzelne ihrer Daten einer genauen Nachprüfung hätte unterzogen werden können. Der Kernpunkt aller der zu diesem Zwecke getroffenen Vorsichtsmaßregeln liege darin, daß der Einfluß der Subjektivität des Forschers eliminiert werde. Insbesondere werde hierdurch verhindert, daß vorgefaßte Ansichten und Neigungen das Beobachtungsmaterial irgendwie veränderten. Diese Gesichtspunkte seien nun aber unanwendbar auf die Beobachtung der eigenen Gedanken, Gefühle und Triebe. Deshalb könne dieselbe auch niemals den exakten Wert der äusseren Beobachtung erreichen. Freilich folgt dann ein merkwürdiger Satz: „Es sei denn, daß man die eigenen Gedanken etwa ganz unbefangen durch Schrift oder andere Mittel fixiert hat und nun nachträglich den Vorstellungsverlauf prüft, wie den eines Fremden“. Leider hat Lange den hier angeschlagenen Gedanken nicht weiter verfolgt. Mit seiner sonstigen vollständigen Verwerfung der Selbstbeobachtung dürfte er nicht vereinbar sein. Vielmehr scheint sich uns hier ein Weg zu zeigen, aus den Schwierigkeiten derselben herauszukommen. Wir werden weiter unten bei der Darlegung unserer eigenen Ansichten an diesen Punkt anknüpfen. — Die sonstigen Ausführungen Lange's können hier übergangen werden, da sie nur entfernt mit unserem Thema zusammenhängen. Er bespricht das Verhältnis einer Reihe von Psychologen zu den von

---

[1]) 4. Auflage, besorgt von H. Cohen, S. 689 ff.

ihm ausgesprochenen Gedanken und fordert dann an Stelle der bisherigen Weise der Selbstbeobachtung auch in der Seelenlehre ein naturwissenschaftliches Verfahren, dessen Grenzen er freilich nicht angeben zu können zugesteht. Daß es jedoch im Prinzip möglich sei, ergebe sich schon aus dem Bestehen einer Tierpsychologie u. s. w.

5. Waitz.

Auch er gibt mehrfach der Überzeugung, daß eine Selbstbeobachtung unmöglich sei, Ausdruck (z. B. Psychologie als Naturwissenschaft S. 16). Er meint, daß der Gedankenverlauf, den wir in derselben studieren wollen, gerade dadurch zum Stillstand gebracht werde. Stimmungen und stürmische Gefühle vertrügen sich mit der Selbstbeobachtung ganz und gar nicht. Entweder würden sie durch sie zerstört oder verhinderten ihrerseits ihr Aufkommen. Waitz findet diese Erfahrung, die er in der Praxis gemacht habe, bestätigt durch die Theorie, nämlich durch das Comte'sche Argument, daß sich der menschliche Geist nicht in einen beobachtenden und einen beobachteten Teil spalten lasse. Auf Beobachtung allein lasse sich eine wissenschaftliche Psychologie nicht gründen. Sie müsse vielmehr einen synthetischen Weg gehen, wie ihn die Naturwissenschaften entweder gar nicht oder nur zu heuristischen Zwecken einschlagen dürften.

6. Wundt.

Einen weiteren Fortschritt in unserer Frage, einen Fortschritt zugleich, der genau auf der bisher kurz skizzierten Linie liegt, bedeutet die Stellungnahme Wundts. Er stimmt mit Brentano (und dadurch teilweise auch mit Mill) darin überein, daß er die unabsichtliche innere Wahrnehmung und die Selbstbeobachtung im Gedächtnisse als die Erfahrungsgrundlagen der Psychologie bezeichnet. Nach zwei Richtungen hin geht er indessen über seine Vorgänger hinaus. Einmal erweitert er die Zahl der Quellen für die Konstatierung des tatsächlichen Materials dadurch, daß er eine Selbstbeobachtung auch noch während psychologischer und psychophysischer Experimente für zulässig erklärt. Sodann verdanken wir ihm eine ganze Reihe prinzipiell wichtiger begrifflicher Ausprägungen unseres Problems, wie es sich durch seine Modifikationen

gestaltet hat. Um seine Ansicht betreffs des ersten Punktes zu illustrieren, verweisen wir u. a. auf seinen „Grundriß der Psychologie“, 2. Aufl., S. 24 u. 25. Hier behauptet er, daß in der Psychologie „eine exakte Beobachtung nur in Form der experimentellen Beobachtung möglich“ sei. Sonst verändere die Absicht zu beobachten, die bei jeder exakten Beobachtung vorhanden sein müsse, Eintritt und Verlauf der psychischen Vorgänge wesentlich. Ferner vergleiche man „Menschen- und Tierseele“, 2. Aufl., S. 14. Hier verlangt er, man solle „wo irgend möglich, durch objektive Einwirkungen auf die äußeren Organe, namentlich die Sinnesorgane, mit deren physiologischen Funktionen bestimmte seelische Vorgänge regelmäßig verbunden sind, diese letzteren so zu beherrschen suchen, daß der störende Einfluß des Zustandes der Beobachtung auf das psychische Geschehen hinwegfällt. Dies geschieht aber in dem Experiment, welches so für die psychologische Forschung, abgesehen von der ihm überall zukommenden Eigenschaft der willkürlichen Beherrschung und Abstufung der Erscheinungen, noch die besondere Bedeutung besitzt, daß es allein eine den Ablauf der seelischen Vorgänge begleitende Selbstbeobachtung möglich macht.“

In einer anderen wichtigen Frage, nämlich ob sich ein besonderes Passivitätsgefühl als selbständige psychische Erscheinung feststellen lasse, beruft er sich, um seine eigene von der herkömmlichen Auffassung abweichende Ansicht zu motivieren darauf, daß die gewöhnliche experimentell nicht geschulte Selbstbeobachtung nicht ausschlaggebend sein dürfe (Physiologische Psychologie, 4. Aufl., 2. Bd., S. 462). In prinzipieller Hinsicht finden wir vor allem beachtenswert die Ausführungen Wundts über das Verhältnis der psychischen Erscheinungen zu den physischen, der inneren Erfahrung zu der äußeren. Er lehnt („Grundriß der Psychologie“, 2. Aufl., S. 2) die Definition der Psychologie als einer Wissenschaft der inneren Erfahrung ab. Denn ihre Gegenstände seien nicht von denen der sogenannten äußeren Erfahrung vollständig verschieden. Auch alle Erscheinungen der letzteren könnten unter veränderten Gesichtspunkten Untersuchungsobjekte der Psychologie werden. Ein Stein, eine Pflanze, ein Ton, ein Lichtstrahl seien als Naturerscheinungen Objekte der Mineralogie, der Botanik, der Physik u. s. w. Insoweit sie aber Vorstellungen in

uns erwecken, sind sie zugleich Objekte der Psychologie. Vergleiche hierzu auch seinen Aufsatz: „Zur Definition der Psychologie“, Philos. Studien 12. Bd., S. 11 ff. Ferner sind wichtig die Ausführungen in seiner „Menschen- und Tierseele“, 2. Aufl., S. 263, daß Vorstellungen nur Vorstellungen seien, insofern sie in uns wahrgenommen würden, und daß andererseits auch die innere Wahrnehmung nichts anderes sei, als das Vorhandensein der wahrgenommenen inneren Vorgänge. Beides sei also nicht realiter verschieden, sondern werde nur unterschieden, sofern es von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werde. Ebenso ist in prinzipieller Hinsicht hervorzuheben die Stelle im „System der Philosophie“ S. 551, wo die Grenzen des Reiches des Geistes bestimmt werden durch die innere Wahrnehmung und ihre Daten. Wie scharf er mit Comte und Brentano die Selbstbeobachtung außerhalb der von ihm gezogenen Schranken zurückweist, zeigt der Artikel „Logische Streitfragen“ in der Vierteljahrschr. f. wissensch. Philos. 6. Bd. S. 348. Hier erklärt er eine unmittelbare Untersuchung der psychologischen Denkgesetze in der Selbstbeobachtung für ein „Hilfsmittel der Selbsttäuschung und der Konstatierung vorgefaßter Meinungen zum Behufe subjektiver Befriedigung“.

7. Volkelt.

Dieser Forscher ist unserem Probleme näher getreten, insbesondere in drei „Psychologische Streitfragen“ überschriebenen Artikeln, welche im 90., 92. und 102. Bande der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik erschienen sind. Sein prinzipieller Standpunkt ist im wesentlichen der bisher geschilderte. Aber es finden sich in seinen Darlegungen eine Reihe von Bemerkungen, die für die Fortentwicklung unserer Frage sehr wichtig werden können, indem sie einmal die Punkte bezeichnen, in welchen die bisherigen Fassungen über sich hinausdrängen, und sodann Fingerzeige geben für die weitere Ausgestaltung der Selbstbeobachtung im einzelnen. Er spricht sich über die verschiedenen Einwürfe gegen die Selbstbeobachtung folgendermaßen aus (a. a. O. Bd. 90 S. 14): „Die mannigfachen, von den verschiedensten Seiten kommenden Anfechtungen, welche die Selbstbeobachtung erfährt, könnten allein schon gegen diese in hohem Grade mißtrauisch

stimmen, wenn nicht die Gründe, die zur Hervorbringung dieser feindseligen Haltung zusammenwirken, klar zu Tage lägen. Erstlich pflegen, wie dies nun eben geht, die Schwierigkeiten infolge ihrer hervorstechenden und zunächst über Gebühr gefährlich aussehenden Beschaffenheit einseitig ins Auge gefaßt und die Mittel, ihrer Herr zu werden, weniger auffallend, wie sie sind, übersehen zu werden. Dazu kommt, daß — wie dies z. B. bei Lange, Wundt u. a. deutlich hervortritt, — die Erinnerung an den Unfug, der vielfach mit der Selbstbeobachtung getrieben wurde, die Unentbehrlichkeit derselben verdunkelte. Hiermit wirkt nun bei vielen, z. B. in besonders grober Weise bei Comte, das moderne Bestreben zusammen, die naturwissenschaftliche Methode in kritikloser Weise, gleichsam in Bausch und Bogen, auch auf die Gebiete des geistigen Lebens zu übertragen; womit sich eine gewisse Scheu zu verbinden pflegt, auf die von allen physischen grundverschiedenen Eigentümlichkeiten des Bewußtseins direkt und rückhaltlos einzugehen und sie beim rechten Namen zu nennen."

Wichtig ist ferner, was er über den Unterschied von innerer Wahrnehmung und Selbstbeobachtung bezw. gegen die Entgegensetzung beider als Quellen psychologischen Tatsachenmaterials sagt (a. a. O. S. 13 Anm.). „Brentano und Wundt . . . heben hervor, daß die letzte Quelle des psychologischen Erkennens in der inneren Wahrnehmung liege, und beide wollen diese von der Selbstbeobachtung streng unterschieden wissen . . . Indessen verstehe ich nicht, wie die innere Wahrnehmung Grundlage unseres Erkennens werden kann, wenn sich nicht die unterscheidende und fixierende Aufmerksamkeit auf den Inhalt der inneren Wahrnehmung gelenkt hat, d. h. die innere Wahrnehmung zur Selbstbeobachtung verschärft worden ist." Auch die Selbstbeobachtung während des Experimentes vermag er betreffs ihrer Gültigkeit nicht völlig von der sonstigen inneren Beobachtung zu isolieren. Er schreibt (a. a. O. S. 25): „Leidet wirklich die Selbstbeobachtung an vernichtenden Mängeln, so ist damit auch die experimentelle Methode tödlich getroffen." Nach Volkelts eigener Ansicht nun werden alle Schwierigkeiten überwunden, wenn die Selbstbeobachtung unwillkürlich ausgeführt wird. Was er darunter versteht, verdeutlicht er Bd. 90 S. 7 durch einen Vergleich: „Der Botaniker, der zum Vergnügen durch die Fluren schweift, wird, ohne sich jedesmal dazu den An-

stoß zu geben, rechts und links seine Beobachtungen machen." Beobachtung sei „die mit der Absicht des Unterscheidens und Festhaltens auf einen Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit". Jedoch sei ein Vorsatz zum Hinwenden der Aufmerksamkeit nicht notwendig. Die der willkürlichen Selbstbeobachtung innewohnenden Gefahren erkennt auch VOLKELT an. Vgl. a. a. O. S. 10: „Ist die Selbstbeobachtung ein inneres Spähen und Lauern, sagt man sich jedesmal: „Jetzt will ich beobachten, was in meinem Bewußtsein vorgeht", dann ist ihr Zweck von vornherein vereitelt. Dagegen fällt der störende Einfluß weg oder wird wenigstens unerheblich, wenn der Ausübung der Selbstbeobachtung im einzelnen Falle der Vorsatz, sie auszuüben, nicht vorangeht. Denn dann kommt auch die erwartende, lauernde Haltung der Aufmerksamkeit in Wegfall."

Trotz VOLKELTS Polemik gegen BRENTANO und WUNDT finden wir den Gegensatz von innerer Wahrnehmung und innerer Beobachtung wieder in seiner Entgegensetzung der vorsätzlichen und der unvorsätzlichen Selbstbeobachtung. Auf den Namen kommt es ja nicht an, und der sachliche Unterschied scheint uns wirklich in beiden Fällen ganz ähnlich zu sein. Man kann bei jeder Absicht — das Wort richtig verstanden — Intensitätsabstufungen unterscheiden. Während nun BRENTANO in der inneren Erfahrung alle Grade absichtlichen Vorgehens verwirft, konzediert VOLKELT der Selbstbeobachtung die untersten Stufen desselben, nämlich diejenigen, auf welchen keine vorausgehende Absicht vorhanden ist. Das ist kein Unterschied des Prinzips. Aber allerdings hat VOLKELT durch die Kritik seiner Vorgänger unsere Frage wesentlich gefördert. Er hat gezeigt, daß die früheren Ansichten gewissermaßen über sich selbst hinausdrängen, entweder zu der vollen Verwerfung auch der inneren Wahrnehmung im Sinne COMTES oder zu einer Anerkennung auch der Selbstbeobachtung, einer Anerkennung, die aber nun nicht mehr auf der naiven kritiklosen Hinnahme des von dieser gegebenen, sondern auf eingehender Prüfung beruht. Nur kann man, wie wir meinen, auch bei dem, was VOLKELT sagt, nicht stehen bleiben, sondern muß auch über ihn hinausgehen.

Wir führen aus VOLKELTS Darlegungen noch einige Stellen an, die für die Ausgestaltung der Selbstbeobachtung im einzelnen wichtig werden können. So spricht er sich über die Art, wie man an das Beobachten seiner selbst herantreten muß, folgendermaßen

aus (a. a. O. S. 11): „Zunächst muß der Vorsatz, genaue Selbstbeobachtungen anzustellen, mit dem Nebengedanken gefaßt werden, daß dies so oft als möglich zur Ausübung kommen solle. Geschieht das Fassen dieses Vorsatzes je nach Bedürfnis von Zeit zu Zeit, und gesellt sich eine oftmalige Wiederholung von vorsätzlich ausgeübten Selbstbeobachtungen hinzu (wobei es nicht darauf ankommt, daß diese vollständig gelingen), so wird unser Bewußtseinsleben sich derart verschärfen, daß die von dem Anstoß gebenden Vorsatze ein für allemal ins Auge gefaßten seelischen Vorgänge, besonders soweit sie nicht heftiger, aufgeregter Natur sind, unwillkürlich von Fall zu Fall von soviel Aufmerksamkeit begleitet werden, daß wir sie nicht bloß einfach haben, sondern von ihnen genau wissen. Die Selbstbeobachtung läuft hier also darauf hinaus, daß wir, indem dieses oder jenes in unserem Bewußtsein vorgeht, zugleich unwillkürlich mit unserer unterscheidenden und fixieren wollenden Aufmerksamkeit sozusagen darüber schweben, und so mit dem Haben der Bewußtseinsvorgänge zugleich ein bestimmtes Auffassen derselben vor sich geht."

Auch Volkelt erkennt eine weitere in der Selbstbeobachtung liegende Gefahr an (S. 16): „Hätte es bei jener Erfahrungsgrundlage (scil. der Beobachtung des eigenen Seelenlebens) sein Bewenden, so würden diejenigen Recht behalten, welche der Methode der Selbstbeobachtung den Vorwurf machen, daß sie den Forscher auf seine Individualität einschränke, und so dazu verleite, das Individuelle und Zufällige als ein allgemein Giltiges, Notwendiges und Wichtiges hinzustellen und das Allgemeingiltige wiederum vielleicht zu übersehen, und daß sie, wie ihr dies mit besonderer Schärfe von F. A. Lange vorgehalten worden ist, überhaupt das Zurechtlegen der seelischen Erscheinungen nach der Subjektivität des Forschers begünstige". Jedoch wird nach seiner Ansicht die Gefahr vermieden durch die Anwendung der „Erfahrungsgrundlagen zweiter Ordnung." Als solche betrachtet er mitgeteilte Selbstbeobachtungen anderer, das Erschließen fremder Bewußtseinsvorgänge aus Geberden, Mienen und Handlungen, das Studium von Menschen der Vergangenheit, sowie von Sprache, Mythologie, Sitte und Kunst, sodann Beobachtungen an Kindern, Gestörten und Tieren. Alles dieses sei nicht möglich, ohne daß eine Beobachtung unserer selbst vorausgegangen sei. Alsdann aber diene es dazu,

die Einseitigkeit dieser auszugleichen. Beachtenswert ist ferner in seinen Ausführungen die genaue Unterscheidung zwischen der Beschreibung der Bewußtseinstatsachen und der Deutung derselben. Volkelt gibt in dieser Hinsicht folgenden Rat, den auch wir beherzigt zu sehen wünschen würden (a. a. O. S. 29): „Zuweilen ... würde man es lieber sehen, wenn der Psychologe seine Beobachtungen, statt sie sofort durch Hineindeutungen zu verunreinigen, als rohe ungesichtete Materialiensammlung veröffentlicht hätte".

Im folgenden sollen noch Ansichten einiger Philosophen mitgeteilt werden, die mit unserem Thema im Zusammenhange stehen, ohne daß die betreffenden Darlegungen dasselbe geradezu immer erschöpfen. Spitta tritt in seiner „Einleitung in die Psychologie" (S. 18) unserer Frage näher und stellt sich wesentlich auf den Standpunkt Brentanos. Neu dürfte bei ihm der Gedanke sein, daß die Selbstbeobachtung selbst ein Teil des zu beobachtenden Gegenwärtigen sei. Hieraus entnimmt er ebenfalls ein Argument gegen die Gültigkeit derselben (a. a. O. S. 47). Sodann ist zu erwähnen Rehmke. Er bespricht in seiner Psychologie (auf S. 10) das Verhältnis von Naturwissenschaft und Psychologie und äußert sich bei dieser Gelegenheit auch zum Thema der Selbstbeobachtung. Seine Gedanken sollen auch bei der Ausbildung unserer eigenen Ansichten benutzt werden. Wir setzen deshalb die ganze Stelle hierher.

„Die Gesetzmäßigkeit der Veränderungen, welche man das Seelenleben nennt, klar zu begreifen, ist die Aufgabe der Psychologie; das Besondere dieser Aufgabe liegt in der Eigenart des Gegenstandes begründet. Von den Naturwissenschaften unterscheidet sich diese Fachwissenschaft in erster Linie dadurch, daß das Seelenleben nichts anschaulich Gegebenes ist, während der Gegenstand jeder Naturwissenschaft im anschaulich Gegebenen liegt. Eine zweite Verschiedenheit besteht darin, daß dem Forscher der psychologische Gegenstand immer nur in einem und demselben Exemplar ein unmittelbar Gegebenes ist, während der naturwissenschaftliche Gegenstand in einer Mehrzahl von Exemplaren unmittelbar gegeben sein kann. Eine dritte Verschiedenheit endlich

bietet sich darin, daß für die psychologische Forschung das einzige unmittelbar gegebene Exemplar immer nur einem Forscher unmittelbar gegeben, dem anderen Forscher dagegen eben dasselbe Exemplar nur mittelbar gegeben sein kann, während das einzelne Exemplar des naturwissenschaftlichen Gegenstandes doch einer Mehrzahl von Forschern unmittelbar gegeben sein kann.

Diese Unterschiedenheit und Eigenart des Gegenstandes schafft für die Psychologie in der allgemeinen Bestimmung ihres konkreten Individuums als Gegebenen überhaupt Schwierigkeiten, welche die Naturwissenschaft auf ihrem Gebiete dank der Anschaulichkeit ihres Gegenstandes nicht hat. Hieraus erklärt es sich, daß die Psychologie für ihre besonderen Zwecke sich des Bedürfnisses einer allgemein wissenschaftlichen d. h. philosophischen Grundlage lebhafter als die Naturwissenschaft bewußt wird, und daher von jeher einen engeren Anschluß an die Wissenschaft vom Allgemeinen des Gegebenen überhaupt, an die Philosophie, gesucht hat."

Nach B. Erdmann („Zur Theorie der Apperzeption", Vierteljahrsschr. für wissenschaftl. Philos. Bd. 10 S. 307) gibt die Selbstbeobachtung die Entscheidung erst an die Hand, wenn man ausscheidet, was sie selbst hinzubringt. Schumann (Zeitschr. für Psychol. und Physiol. der Sinnesorgane Bd. 17 S. 113) verlangt, daß nur sicher in der inneren Wahrnehmung konstatierte Größen der Erklärung psychischer Vorgänge zu Grunde gelegt werden. Jerusalem erstrebt die größtmögliche Zuverlässigkeit der inneren Wahrnehmung dadurch, daß andere sich bemühen sollen, die Daten derselben in sich nachzuerzeugen. Jedoch dürfen wir zu diesen speziellen Ausführungen noch die allgemeinen Wahrheitskriterien hinzunehmen, die er für alle Arten von Urteilen aufstellt, nämlich das Eintreffen von Voraussagen und die Zustimmung der Denkgenossen.

Sodann müssen wir noch eine Reihe von Philosophen erwähnen, welche bei Behandlung anderer Themata auf unser Problem geführt worden sind. Trotzdem ist das, was sie darüber gesagt haben, zum Teil recht wichtig. In erster Linie ist hier zu erwähnen Alois Riehl und sein Hauptwerk „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft" 1. Bd. S. 316. „Die innere Erfahrung allein offenbart uns, und zwar vor allem im Denken, ein wirkliches Agens, dessen Begriff

wir dann auf die äußere Erfahrung übertragen. Die Selbstregsamkeit des Bewußtseins im Denken ist die primitive Wahrnehmung von Tätigkeit.“ Besonders wichtig ist für unsere Zwecke ein Ausspruch, den er im Anschluß an die bekannte Unterscheidung Kants zwischen Erfahrungs- und Wahrnehmungsurteilen tut. Vergl. Bd. 2 2. Hälfte S. 64: „Die Erfahrung ist ein sozialer, kein individual-psychologischer Begriff. Aus der Mitteilung der Vorstellungen hervorgegangen und immer von neuem hervorgehend, als Produkt des gemeinschaftlichen oder intersubjektiven Denkens, steht die Erfahrung notwendig unter den Gesetzen, welche dieses Denken beherrschen. Sie steht unter logischen, nicht unter psychologischen Kategorieen. Während diese zur Verknüpfung der Wahrnehmungen mit dem individuellen Selbstbewußtsein dienen und sich daher unmittelbar aus der Anschauung abstrahieren lassen, sind jene die Gesetze und die Gesichtspunkte, welche den Denkverkehr regeln, im Denken der einzelnen Subjekte Übereinstimmung bewirken und somit ein gemeinschaftliches Bewußtsein derselben hervorbringen. Werden die Wahrnehmungen mit diesem Bewußtsein verbunden, werden sie als Objekte dieses Bewußtseins gedacht, so entsteht aus dieser Verbindung die Erfahrung als allgemein giltige Erkenntnis des wahrgenommenen Inhalts. Das Bewußtsein der Einheitsbegriffe des allgemeinen Denkens muß daher in irgend einem Grade entwickelt sein, soll Erfahrung im Unterschiede von bloßer Wahrnehmung möglich sein.“

Diese Ausführungen Riehls beziehen sich, wie der Zusammenhang zeigt, auf die äußere Erfahrung. Wir hoffen, unten darzulegen, daß sie auch auf die innere anwendbar sind.

Bei der Darlegung unseres eigenen Standpunktes können wir uns eine nicht unwesentliche Abkürzung gestatten. Wir setzen als zugestanden voraus, daß in den Naturwissenschaften das empirische Verfahren, wie wir es für die Psychologie, inbesondere auch für die psychologische Untersuchung des Urteils erstreben, bereits erreicht sei, und ferner auch, daß die Grundlage dieses Verfahrens, das Mittel zur Herbeiführung des tatsächlichen Materials, ohne welche jede Forschungsarbeit unmöglich sein würde, in ihnen die äußere Beobachtung sei. Wir werden demnach am Ziele unseres Weges angelangt sein, wenn wir die Frage beantwortet haben, ob die eigentümliche Sicherheit der letzteren auch von der

inneren Wahrnehmung erreicht werden könne, bezw. in welchem Grade dieses möglich sei. Wir werden also eine Reihe von Problemen unberücksichtigt lassen, welche wieder die Gültigkeit der äußeren Beobachtung, damit freilich auch die Gültigkeit der empirischen Wissenschaften überhaupt, untersuchen und feststellen wollen. Hierher gehört vor allem die Frage nach dem Verhältnisse unserer Wahrnehmungen zu den an sich seienden Dingen. Dieses Problem der Realität der Außenwelt ist von allen allgemein philosophischen Fragen am allermeisten behandelt worden. Wenn die Frage nach dem Wesen der Selbstbeobachtung wirklich abhängig wäre von diesem, so würde unsere Aufgabe dadurch in einer Weise kompliziert werden, daß ein Ende gar nicht abzusehen wäre. Indessen glauben wir, daß dieses nicht der Fall ist. Wir stützen uns einfach auf die Unterscheidung, welche schon die Psychologie des täglichen Lebens macht, auf die Unterscheidung nämlich zwischen dem Gegenstande, den ich sehe, z. B. dem Tische, der hier vor mir steht, und meinem Sehen dieses Gegenstandes, meinem Wahrnehmen desselben, der Vorstellung, dem Bilde, das er in mir hervorruft. Die Worte „wahrnehmen“ und „beobachten“ bezeichnen schon nach dem Sprachgebrauche des täglichen Lebens eben nicht den Gegenstand selbst, sondern mein Sehen, mein Tasten u. s. w. Wenn wir daher über Wahrnehmen und Beobachten handeln wollen, so brauchen wir den äußeren Gegenstand, den äußeren Vorgang u. s. w. als solchen gar nicht zu berücksichtigen. Es genügt, wenn wir auf unser Erfassen desselben, auf den Eindruck, den er auf uns macht, oder mit welchen anderen Worten man sonst dieselbe Sache ausdrücken will, reflektieren. In der Überzeugung aber, daß es ein solches Erfassen des Gegenstandes, einen solchen von ihm hervorgebrachten Eindruck tatsächlich gibt, sind unseres Wissens alle erkenntnistheoretischen Richtungen einig, mögen ihre Ansichten über das Verhältnis dieses Eindruckes zu dem Gegenstande selbst noch so verschieden sein, mögen sie annehmen, daß der Gegenstand seinem Eindrucke konform sei, mögen sie glauben, daß er von ihm verschieden sei, aber doch unabhängig von ihm und damit unabhängig von unserem Bewußtsein überhaupt existiere, oder mögen sie schließlich meinen, daß er keine solche unabhängige Existenz besitze, daß er also vollständig verschwinde, wenn er von niemandem mehr wahrgenommen werde.

Nur da werden wir auf dieses Thema eingehen, wo unsere spezielle Aufgabe dieses nötig macht. Auch wird es nur erforderlich sein, um mißverständliche Fassungen gewisser von uns verwendeter Begriffe zu verhüten.

Worauf beruht die Zuverlässigkeit der äußeren Beobachtung, welche sie zu einer so vorzüglichen exakten Grundlage für die Erforschung der Natur macht? Man wird antworten: auf ihrem objektiven Charakter. Wir akzeptieren diese Antwort in dem jetzt darzulegenden Sinne und unter der Voraussetzung, daß aus diesem Zugeständnisse keine über die bezeichnete Grenze hinausgehenden Konsequenzen gezogen werden. Diese Verwahrung ist sehr notwendig hier, wo wir fortwährend die schwierigsten und am meisten umstrittenen philosophischen Fragen berühren müssen. Also, wir fassen mit dem Sprachgebrauch des täglichen Lebens die Objektivität als Gegensatz zur Subjektivität. Diese bezeichnet das einem Einzelnen, in unserem Falle also das einem einzelnen Forscher oder Beobachter angehörige. Objektiv ist demnach alles, was von dem Einzelnen unabhängig ist. Hierzu würde zu rechnen sein einmal die Aussenwelt — wenn wir sie nämlich annehmen als unabhängig von unserem Denken und Wahrnehmen existierend — sodann aber auch jede Annahme, jede Ansicht, jede Überzeugung, welche nicht bloß einem Einzelnen, sondern allen angehört, die sich mit dem betreffenden Gegenstande beschäftigt haben. Da wir nun der Frage nach der selbständigen Realität der Aussenwelt hier möglichst aus dem Wege gehen wollen, so wird es darauf ankommen, ob hinsichtlich der äusseren Beobachtung die Übereinstimmung der Annahmen und Überzeugungen ausreicht, um ihre Objektivität zu erklären, genauer gesprochen, um darzutun, weshalb sie sich zu einer zuverlässigen Grundlage für die Naturwissenschaft eigne. Nach unserer Ansicht ist dieses nun in der Tat der Fall. Zunächst brauchen wir das wohl nicht ausdrücklich zu betonen, daß eine solche Übereinstimmung bei allen Beobachtungen, welche das tatsächliche Material der naturwissenschaftlichen Untersuchung bilden, wirklich vorhanden ist, sowie daß die letztere großen Wert darauf legt. Sollte auch nur ein einziger zuverlässiger und mit gesunden Sinnen und gesundem Verstande begabter Mensch gegen eine Beobachtung Einspruch erheben, so würde darin für jeden ernsten Forscher ein Grund liegen, dieselbe von neuem zu prüfen.

Wo das nicht geschehen ist, sind Konsequenzen entstanden, die für einen sorgfältigen Diener der Wissenschaft immerhin nicht angenehm sind. Entweder wurden Probleme übersehen, die später doch berücksichtigt werden mußten, oder es schlichen sich gar Irrtümer in die Beobachtung selbst ein. Ausnahmsweise mag ja allerdings einmal eine Wahrnehmung der Forschung zu Grunde gelegt werden, die nur ein einzelner gemacht hat. Wenn ein Astronom eine Erscheinung, z. B. an einem Kometen entdeckt hat, welche zufälligerweise allen anderen entgangen ist, und vermutlich in absehbarer Zeit sich nicht erneuern wird, so wird man dennoch seinen Angaben Vertrauen schenken. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß er als ein guter Beobachter und zuverlässiger Mann angesehen werden darf. Aber diese Ausnahmefälle bestätigen die Regel, daß nur Daten, hinsichtlich deren eine Übereinstimmung aller über denselben Gegenstand arbeitenden erzielt worden ist, in der wissenschaftlichen Arbeit benutzt werden. Diese Übereinstimmung kann nun auf zweifachem Wege gewonnen werden. Entweder kann ich das, was ein anderer sieht oder hört, gleichzeitig mit ihm sehen oder hören, oder aber ich kann — und dieses gilt insbesondere für die Beobachtungen bei Experimenten — auf Grund einer genauen Beschreibung die gleichen Umstände wieder erzeugen, unter denen die ursprüngliche Beobachtung angestellt worden ist, und so nachträglich dasselbe wahrnehmen, was ein anderer vor mir gefunden hat. Beide Male aber kann der eine die Aussagen des anderen kontrollieren, und diese Kontrolle ist die Vorbedingung für die Übereinstimmung ihrer Auffassungen hinsichtlich der zu beobachtenden Erscheinungen.

Diese Übereinstimmung besteht also in den Naturwissenschaften. Sie ist eine der unumgänglichen Voraussetzungen ihrer Arbeit. Aber in ihr liegt zugleich die Stärke der äußeren Beobachtung, ihre Objektivität, soweit diese verstanden wird als diejenige Eigenschaft, welche sie zu einer zuverlässigen Grundlage der naturwissenschaftlichen Untersuchung macht. Hierzu ist Unabhängigkeit von der Subjektivität des Forschers oder Beobachters unbedingt erforderlich, außerdem aber auch nichts. Denn worin bestehen die Lehren der Naturwissenschaften weiter, als in den Schlüssen, welche aus diesen Aussagen über die Beobachtungen gezogen sind, zum größeren Teile auf induktivem, zum geringerem

auch auf deduktivem Wege? Herrscht einmal Übereinstimmung in den Voraussetzungen, so ist sie dann in den Folgerungen nicht mehr allzu schwer zu erlangen. Denn die Gesetze, nach denen diese gezogen werden, sind bei allen Menschen dieselben. Sonst wäre keine Wissenschaft möglich. Zur Erklärung der Brauchbarkeit der äußeren Beobachtung braucht keine weitere „Objektivität" herangezogen zu werden, außer derjenigen, die in der Übereinstimmung aller Beteiligten besteht. Ja, wir meinen sogar, daß eine solche die auf diese gesetzte Zuversicht nur schädigen kann. Denn befestigt werden in seiner Ansicht könnte dadurch nur der naive Realist, welcher annimmt, daß die reale Wirklichkeit seiner Wahrnehmung genau entspricht. Für ihn wäre es allerdings eine Bestätigung seiner Beobachtung, wenn er sicher wüßte, daß er für dieselbe nicht nur die Zustimmung aller seiner Arbeitsgenossen, sondern auch die Übeinstimmung mit der realen Außenwelt gewinnen könne. Ja, wenn er das letztere nur sicher wissen könnte! Aber das kann er nicht. Und wenn er gar zu sehr auf diese Art von Objektivität dringt, so geht ihm leicht die erste, die Zustimmung der Mitarbeitenden, die auch für ihn die Grundlage der gemeinschaftlichen Forschung bildet, verloren. Darum wird er, wenn es sich nicht um erkenntnistheoretische Probleme, sondern um die Grundlegung und Förderung des exakten Studiums handelt, wohl auch lieber diese Frage nach der Realität der Außenwelt getrennt behandeln von der nach der Bedeutung der äußeren Wahrnehmung und Beobachtung für die Wissenschaft. Und noch viel mehr gilt das Gleiche von allen anderen erkenntnistheoretischen Richtungen. So z. B. von dem kritischen Realismus — das Wort im Sinne Wundts verstanden.[1]) Dieser glaubt zwar, daß seinen Wahrnehmungen eine reale Wirklichkeit irgend welcher Art entspricht, ohne doch gerade anzunehmen, daß diese Wirklichkeit so sei, wie seine Sinne sie ihm darstellen. Schon bei einer solchen Auffassung wird die Objektivität der äußeren Beobachtung nicht gefestigt dadurch, daß man außer auf die Übereinstimmung aller beobachtenden noch auf die Realität der Außenwelt Bezug nimmt. Denn weicht diese von den Angaben unserer Sinnesorgane in irgend

---

[1]) Über naiven und kritischen Realismus. Philosophische Studien Bd. 12 S. 3ff. Külpe, Einleitung in die Philosophie S. 213 und 225.



welcher Weise ab, so müssen gerade diese Abweichungen das Vertrauen auf unsere Wahrnehmungen erschüttern. Deshalb wird man auch auf diesem Standpunkte die Frage nach der Realität der Außenwelt von der Frage nach der Bedeutung, nach der „Objektivität" der äußeren Beobachtung zweckmäßig getrennt halten. In noch weit höherem Grade gilt dieses von Idealisten und Phänomenalisten aller Schattierungen. Wo man nur eine geistige Wirklichkeit anerkennt, oder wo die ganze uns umgebende Welt als Erscheinung angesehen wird, da wird die Hereinziehung der Frage nach der Realität der Außenwelt dem Vertrauen auf die Objektivität der äußeren Beobachtung nur schaden können. Denn diese zeigt uns, wenn sie noch keiner erkenntnistheoretischen oder metaphysischen Nachprüfung unterzogen ist, jedenfalls eine materiale Welt und betrachtet diese als real. Damit steht sie zunächst im Widerspruch zu dem, was jene Philosophen als den letzten Schluß ihres Denkens ansehen. Gleichwohl ist auch von diesem Standpunkte aus der Wert der äußeren Erfahrung als Grundlage für die Naturwissenschaft wohl zu verstehen. Denn die Übereinstimmung der Auffassungen über das Wahrnehmungsmaterial und die Übereinstimmung der hieraus gezogenen Schlüsse leugnen auch diese Denker nicht. Sie werden deshalb der Naturwissenschaft ihren Anspruch auf Exaktheit gern einräumen, wenn darunter nichts anderes verstanden wird, als diese Gültigkeit für alle, welche an die betreffenden Fragen herantreten.[1])

Wir wollen im Anschlusse an das Gesagte einige der wichtigsten hier in Betracht kommenden Begriffe kurz entwickeln.[2]) Es ist dazu hier der passendste Ort, da die Fassung derselben mit abhängig

---

[1]) Wir glauben, daß die angeführten erkenntnistheoretischen Gedanken für die Theorie der Selbstbeobachtung und für die Methodenlehre der Psychologie genügen werden. Dagegen sind wir uns sehr wohl bewußt, daß damit die letzten Prinzipienfragen nicht abgemacht sind. Wir verwendeten z. B. ganz unbefangen die Begriffe „Ich" (in unserem Falle gleich Beobachter) und „Mitmensch" (in unserem Falle gleich: der die Beobachtung kontrollierende). Beide enthalten aber bereits einen Transscensus der reinen Erfahrung. Denn diese zeigt uns nur Erscheinungen, die zunächst weder auf die Außenwelt noch auf ein Ich bezogen werden dürfen. Aber diese Fragen können hier unmöglich behandelt werden. Es war so wie so schon notwendig, auf die erkenntnistheoretischen Grundprobleme näher einzugehen, als bei methodologischen Spezialfragen üblich ist.

[2]) Vgl. B. Erdmann, Zur Theorie der Beobachtung, Archiv für systematische Philosophie Bd. 1 S. 20.

ist von dem erkenntnistheoretischen Standpunkt, ferner auch weil in der Verwendung derselben eine prinzipielle Gleichheit in der ganzen Untersuchung herrschen muß. Insbesondere müssen wir, die wir die Bezugnahme auf die Realität der Außenwelt abgelehnt haben, dafür sorgen, daß dieselbe nicht nachträglich wieder indirekt eingeführt wird. Es handelt sich um die Begriffe: Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung, Tatsache für die Wissenschaft. Der Unterschied der ersten beiden ist schon oben im Anschlusse an Brentanos Ansichten dargelegt worden. Zu einer Wahrnehmung, beispielsweise des Tisches hier im Zimmer, kommen wir ohne unser Zutun. Der Begriff schließt jede Absichtlichkeit aus. Diese ist dagegen in der Beobachtung stets enthalten. Der Sprachgebrauch des täglichen Lebens legt in den Begriff der letzteren noch ein Moment hinein, das die Wissenschaft ignorieren kann, weil es durch ihre eigentümliche Arbeitsmethode von selbst hinzugebracht wird. Wir sagen: ich will meinen Freund, einen Fürsten, ein schönes Gemälde sehen. Hier liegt ein psychischer Zustand vor, in welchem eine Wahrnehmung durch einen vorhergehenden Willensentschluß gewonnen wird. Und doch ist es keine Beobachtung. Damit eine solche zu stande komme, muß noch etwas anderes hinzutreten, nämlich die Lenkung der zu gewinnenden Wahrnehmungen nach einer bestimmten Richtung hin. Eine Beobachtung liegt vor, wenn ich sehen will, wie auf meinen Freund etwa eine überstandene Krankheit oder ein schwerer Verlust gewirkt hat, wie sich der Fürst bewegt, wie das Gemälde in der Beleuchtung der verschiedenen Tageszeiten sich ausnimmt u. s. w. Aber wie gesagt, diese Unterschiede kann die Wissenschaft ignorieren. Sobald sich in ihr die Absicht regt, eine bestimmte Wahrnehmung zu gewinnen, so entsteht auch ohne weiteres die andere Absicht, Beobachtungen anzustellen. Denn was im gemeinen Leben erst noch zu der Absicht des Sehens, Hörens u. s. w. hinzukommen muß, damit eine Beobachtung zu stande komme, nämlich die Lenkung der Wahrnehmungstätigkeit nach einer bestimmten Richtung, die Ordnung der Eindrücke nach bestimmten Gesichtspunkten, das ist in der Wissenschaft stets vorhanden. Deshalb ist in ihr — freilich auch nur in ihr — absichtliches Wahrnehmen ohne weiteres gleich Beobachten. Darin haben Brentano und die sich an ihn anschließenden Forscher richtig gesehen. (Etwas abweichend faßt die hier

dargelegten Begriffe VOLKELT in der oben zitierten Stelle.) Diese beiden Begriffe „Wahrnehmung“ und „Beobachtung“ sind dem Begriffe „Erfahrung“ gegenüber das speziellere. Dieser umfaßt Wahrnehmungen und Beobachtungen in gleicher Weise. Er erstreckt sich auf das ganze Gebiet dessen, was einer jeden auf dem Boden des Tatsächlichen stehenden Betrachtung eigentümlich ist. Es ist hierbei gleichgültig, ob diese selbst eine wissenschaftliche ist oder dem gewöhnlichen Leben angehört. In beiden Fällen kann sie eine empirische sein. Der Unterschied liegt bloß darin, daß in ersterem Falle eine strenge Methodik hinzutritt, die in letzterem fehlt. Es wird somit durch das Wort „Erfahrung“ ein recht großes Gedankenreich bezeichnet. Von dieser allgemeinen Bedeutung ist nun aber eine speziellere zu unterscheiden. Man denkt bei letzterer nicht an das ganze Gebiet, sondern nur an die besonders hervorragenden Erscheinungen desselben. Der Ausdruck „ein Mann von Erfahrung“ gibt dem, auf welchen er angewendet wird, in praktischen Fragen ein besonderes Gewicht. In der Wissenschaft liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Hier denkt man an den höchsten Grad von Zuverlässigkeit in der Grundlegung für die exakte Forschung. In diesem Zusammenhange ist auch das schon oben zitierte Wort RIEHLS zu erwähnen, daß die Erfahrung kein individualer, sondern ein sozialer Begriff sei, ebenso auch KANTS Unterscheidung zwischen Wahrnehmungs- und Erfahrungsurteilen (Kritik der reinen Vernunft in der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, W. W. ed. HARTENSTEIN II, S. 113 ff.). Wir möchten unsererseits das Merkmal der Allgemeingültigkeit, das diese beiden Denker dem Begriffe „Erfahrung“ zuschreiben, lieber dem anderen Begriffe „Tatsache“ bezw. „Tatsache für die Wissenschaft“ beilegen. Der „Erfahrung“ wird dadurch — wie wir glauben in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauche des täglichen Lebens — ihre allgemeinere Bedeutung gewahrt, nach der sie neben den eigentlichen Tatsachen auch die nicht allgemein angenommenen Wahrnehmungen und Beobachtungen umfaßt.

Diese drei Begriffe, Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung, haben trotz aller Verschiedenheiten etwas gemeinsam. Sie bezeichnen nämlich — um in der Sprache des naiven Realismus zu reden — eine Tätigkeit des wahrnehmenden, beobachtenden, erfahrenden Subjektes. Sie liegen nicht auf seiten des Objektes.

Was diesem angehört, kann nicht die Wahrnehmung, die Beobachtung, die Erfahrung bilden, sondern nur den Inhalt derselben, also dasjenige, was wahrgenommen, beobachtet, erfahren wird. Dieses ist diejenige Auffassung, auf Grund derer die drei Ausdrücke im täglichen Gebrauche gebildet worden sind. Erst in der wissenschaftlichen Ausdrucksweise besonders der neueren Zeit ist dieses anders geworden. Denn die noch heute im populären Denken mächtige Distinktion zwischen subjektiv und objektiv ist selbst zweifelhaft geworden. Immerhin wird man gut tun, bei der Ausgestaltung der eigenen Begriffswelt auf sie Rücksicht zu nehmen. Anderenfalls begibt man sich ohne Not des Nutzens, den man aus der Gedankenarbeit früherer ziehen kann. Da wir nun das Objektive, die Außenwelt, oder wie man sonst sagen mag, möglichst aus unserer Betrachtung fortlassen wollen, so können wir uns ohne weitere Einschränkungen jener drei Begriffe bedienen. Denn auch sie nehmen auf diese keinen Bezug. Das wird nun anders bei dem vierten Begriffe „Tatsache". Nach der Ausdrucksweise des täglichen Lebens bezeichnet er durchaus etwas dem Objektiven angehöriges, keine Tätigkeit, keinen Zustand des Wahrnehmenden oder des Beobachtenden. Auf diesen würde nur der Ausdruck „Konstatierung der Tatsache" angewendet werden dürfen. Die Verhältnisse liegen also hier gerade umgekehrt, wie bei den drei zuerst behandelten Begriffen. Bei diesen wäre eine Ergänzung notwendig, um von der subjektiven Seite zu der objektiven zu gelangen, hier ist eine solche erforderlich, um von der objektiven zu der subjektiven zu kommen. Den so entstehenden Schwierigkeiten können wir unserer Ansicht nach entgehen durch die modifizierte Begriffsfassung „Tatsache für die Wissenschaft". Sie besagt, daß etwas eine Tatsache sei, nicht für sich, objektiv in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern subjektiv, für die Wissenschaft, oder, was faktisch dasselbe ist, für die wissenschaftlichen Forscher. So fällt der Begriff „Tatsache für die Wissenschaft" auf dieselbe Seite der vulgären Distinktion, nämlich auf die subjektive, wie Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung, und die Einheitlichkeit unserer Ausdrucksweise ist gewahrt. Zugleich wird hierdurch eine Auswahl bezeichnet, die unter der erdrückenden Fülle der in Betracht kommenden Erscheinungen getroffen wird. Eine Tatsache schlechthin ist auch das alltäglichste Ereignis, das niemand mehr

beachtet, nachdem es vorüber ist. Den „Tatsachen für die Wissenschaft“ dagegen kommt eine besondere Bedeutung zu, deretwegen sie eben für die Forschungsarbeit sich eignen und von ihr festgehalten und aufbewahrt werden.

Dieselben Gesichtspunkte möchten wir noch nach einer anderen Seite hin geltend machen, nämlich nach der methodischen. Nicht alle Aussagen über sinnliche Wahrnehmungen sind gleich zuverlässig. Die Leistungsfähigkeit der Sinnesorgane ist bei verschiedenen Menschen durchaus verschieden, noch mehr die Vorsicht gegenüber den Angaben derselben. Deshalb sind nicht alle Aussagen über Beobachtungen für die Wissenschaft brauchbar, sondern nur die zuverlässigsten unter ihnen. Auch nach dieser methodischen Seite hin bezeichnet also der Ausdruck „Tatsache für die Wissenschaft“ einen Zielpunkt, dem sich die Tatsachen im gewöhnlichen Sinne anzunähern haben. Wenn wir nun bedenken, daß der exakte Charakter der naturwissenschaftlichen Beobachtung in der Möglichkeit einer Kontrolle besteht, welche der eine an den Aussagen des anderen, sei es auf Grund gleichzeitiger Wahrnehmung, sei es auf Grund nachträglicher Prüfung, vornehmen kann, so werden wir als Tatsachen im Sinne der Wissenschaft nur genügend kontrollierte Beobachtungen gelten lassen. Ja, wir können sagen, durch die Kontrolle und die auf Grund derselben erfolgte Bestätigung wird die einzelne Beobachtung immer mehr zur Tatsache.

Wir haben hiermit unsere Ansicht über diese für die erkenntnistheoretische Grundlegung der Seelenlehre so äußerst wichtigen Begriffe dargelegt. Überall, wo prinzipielle Fragen in Betracht kommen, werden wir streng denjenigen Ausdruck anwenden, welcher für den betreffenden Fall paßt. Sonst aber beanspruchen wir in der Verwendung der Worte eine gewisse Freiheit, dergestalt, daß das eine für das andere eintreten kann. Eine solche Freiheit ist durchaus nichts unerhörtes. Sie findet sich auf allen Gebieten des Gedankenlebens. Wir alle sagen: Die Sonne ist heute früh aufgegangen, und wissen doch, daß diese Ausdrucksweise nach Kopernikus' großer Lehre falsch ist.[1])

---

[1]) Wir haben oben immer nur von der Übereinstimmung der an demselben Gegenstande arbeitenden gesprochen. Das ist ein Ausdruck, der den tatsächlichen Verhältnissen der Forschungstätigkeit entspricht. Aber die prinzipiell letzte



Die vorstehenden Betrachtungen scheinen uns den Weg zu weisen, um zu einer Entscheidung in der Frage der inneren Beobachtung und Wahrnehmung zu gelangen. Liegt in der Zustimmung der Mitforschenden die Sicherheit der Tatsachen in der Naturwissenschaft, so wird auch die Psychologie eine solche Zustimmung anzustreben haben. Und ist die Kontrolle der angestellten Beobachtungen das Mittel, um diese Zustimmung zu erlangen, nun so wird eben auch der Psychologe die Ergebnisse seiner inneren Beobachtung oder Wahrnehmung einer Kontrolle der auf demselben Gebiete arbeitenden unterwerfen müssen. Die ganze Frage hängt nunmehr davon ab, ob eine solche Kontrolle überhaupt möglich ist, bezw. ob sie in einer den Anforderungen empirischer Wissenschaft genügenden Weise möglich ist. Dazu würde gehören, daß sich die Zustimmung der Mitarbeitenden — wohl gemerkt, nicht etwa zu den aufgestellten Theorien oder Hypothesen, sondern zu dem der Forschung zu Grunde zu legenden Beobachtungsmaterial — in solchem Umfange und mit solcher Sicherheit einstellt, daß ein gemeinschaftliches Weiterarbeiten möglich wird. Sollte dieses aber gelingen, so würde die betreffende innere Beobachtung denselben Anspruch auf Gültigkeit haben, wie irgend ein Datum der äußeren Erfahrung. Sie würde ebenso wie dieses sich zu einer exakten Grundlage einer gemeinschaftlichen Betrachtung eignen.

Suchen wir uns die Sache klar zu machen, indem wir uns den konkreten Verlauf vorstellen, wie er sich bei Ausführung der soeben

---

Lösung unseres Problems ist dies deswegen nicht, weil der Kreis der an eine wissenschaftliche Frage herantretenden sich unausgesetzt und ohne jede Schranke erweitern kann. Ein Recht, die betreffenden Beobachtungen nachzuprüfen, haben nicht bloß die fachmäßigen Kenner des Gegenstandes, sondern alle, die sich für ihn interessieren. Freilich unter Umständen würde einem erhobenen Einwande gar keine Folge zu geben sein, nämlich dann, wenn entweder die Sinnesorgane oder die Verstandestätigkeit des Betreffenden nicht in Ordnung sind. Wir werden demnach sagen, daß durch die Übereinstimmung aller Menschen mit normalen Sinnen und mit normalem Verstande eine Beobachtung zu einer Tatsache wird. Nun steckt freilich in dem Worte „normal“ wieder ein schwieriges Problem. Wann ist ein Mensch normal und wann nicht? Indessen können wir hierauf jetzt nicht eingehen. Die von uns oben zuerst verwendete Begriffsfassung wird für die Praxis völlig ausreichen. Den Fall, daß jemand aus unlauteren Motiven Einspruch gegen eine Beobachtung erhebt, übergehen wir hier. Solche Leute haben in der Wissenschaft überhaupt nichts zu suchen. Ihren Einfluß unschädlich zu machen ist nicht Sache der erkenntnistheoretischen Methodenlehre, sondern der praktischen Lebensklugheit.

dargelegten Grundsätze gestalten würde! Der Psychologe A. teilt dem Psychologen B. eine Wahrnehmung, welche er an sich gemacht hat, mit, und dieser unterwirft dieselbe einer Kontrolle. Es sind nun drei Fälle denkbar; die Beobachtung kann entweder in ihrem ganzen Umfange bestätigt oder in ihrem ganzen Umfange verworfen oder teilweise bestätigt und teilweise verworfen werden. Alle drei Fälle sind natürlich nicht bloß bei der ersten Prüfung der betreffenden Beobachtung möglich, sondern auch bei eventuell später folgenden.

Wird das Ergebnis einer inneren Wahrnehmung im vollen Umfange bestätigt, so ist damit die Sache zwischen den beiden Psychologen A. und B. erledigt. Die Beobachtung muß dann einem dritten, C. unterbreitet werden, dann einem vierten u. s. f. Nehmen wir nun an, daß sich niemals ein Zweifel gegen sie erhebt, sowie daß die Zahl der Menschen, welche sie anerkennen, sehr groß sei, und den verschiedensten Generationen, ja Jahrhunderten angehöre, so wird die Wahrscheinlichkeit dafür, daß irgend einmal etwas dagegen eingewendet werden wird, immer geringer. Man kann von einer Übereinstimmung aller in Betracht kommenden Menschen reden. Hierdurch wird die Beobachtung zu einer psychologischen Tatsache. Sie eignet sich alsdann zu einer empirischen Grundlage für die Forschungsarbeit der Seelenlehre, und wir wüßten nicht anzugeben, worin ihre Zuverlässigkeit derjenigen naturwissenschaftlicher Tatsachen nachstehen sollte. Daß bei ihrem Zustandekommen Beobachter und Beobachtetes identisch sind, kann uns hierbei nicht stören, ebensowenig die Art ihrer Entstehung, ob sie nämlich durch unabsichtliche Wahrnehmung gewonnen ist, oder ob mit bewußter Absicht die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt war. Ausschlaggebend ist bloß, daß sie die Zustimmung aller gefunden hat, die von ihr Notiz genommen haben.

Nehmen wir nun den entgegengesetzten Fall an, daß die Wahrnehmung, welche A. dem B. mitteilt, von diesem abgelehnt, für unrichtig erklärt wird. Alsdann ist zwischen den beiden eine Kontroverse entstanden. Dieselbe kann nur so gelöst werden, wie sie sich gebildet hat, nämlich durch Fortführung der Kontrolle. Die betreffende Beobachtung wird von anderen geprüft. Bleibt dabei B. mit seinem ablehnenden Urteile allein, so verliert dasselbe immer mehr an Gewicht. Der Fall nähert sich alsdann sehr dem zuerst

betrachteten. Auch dann wird die Beobachtung zur psychologischen Tatsache. Wird dagegen das verwerfende Urteil des B. auch von den übrigen Kontrollierenden bestätigt, so wird immer wahrscheinlicher, daß A. mit seiner inneren Wahrnehmung sich geirrt hat. Auf Irrtümern läßt sich eine Wissenschaft natürlich nicht aufbauen, und deshalb wird man am besten tun, eine derartige abgelehnte innere Beobachtung ganz unter den Tisch fallen zu lassen. Wenigstens gilt dieser Grundsatz für den augenblicklichen Stand unserer Disziplin. Noch sind wir durchaus in Anspruch genommen durch die Erforschung des normalen Seelenlebens und durch die Ausbildung der dazu nötigen Methodenlehre. Aber später wird hoffentlich einmal ein Standpunkt erreicht werden, der weitere Gesichtspunkte gestattet. Ist auch der Inhalt jener irrtümlichen inneren Beobachtung zunächst für die Untersuchung unbrauchbar, so bleibt gleichwohl die Tatsache bestehen, daß ein solcher Fehler begangen werden konnte. Und diese Tatsache bedarf der Erklärung, wie jede andere Wir sehen zwei Möglichkeiten, wie ein solcher Irrtum in der inneren Wahrnehmung entstehen kann. Entweder liegt ein einfacher Beobachtungsfehler vor oder eine Idiosynkrasie. Darunter würden wir in diesem Zusammenhange einen Vorgang verstehen, der sich nur im Bewußtsein des Psychologen A. abspielt, und zu dem sich sonst nichts Analoges findet. Für die Erforschung des normalen Seelenlebens steht ein solcher auf einer Stufe mit einer verfehlten Beobachtung. Denn sie strebt ausschließlich allgemein gültige Gesetze zu gewinnen. Aber späterhin, wenn diese erst in ausreichendem Maße festgestellt sein werden, wird man sich auch der Erforschung der Idiosynkrasien zuwenden müssen. Ebenso gehört zu einer vollständigen empirischen Wissenschaft auch eine Theorie der Fehler, die bei ihrer Arbeit möglich sind. Zu einer vollständigen empirischen Psychologie würde daher auch eine Theorie der Fehler der inneren Beobachtung und inneren Wahrnehmung gehören. Aber ehe man eine solche begründen kann, muß man erst genauer als jetzt, bis in alle Einzelheiten hinein, wissen, was eine normale innere Beobachtung ist.

Von diesem Standpunkte aus erledigt sich auch leicht ein Einwurf, den man gegen das soeben Gesagte erheben könnte. Man könnte ja fragen: was geschieht dann, wenn die von A. angestellte und von dem zuerst kontrollierenden B. verworfene Selbstbe-

obachtung bei den folgenden Nachprüfungen annähernd ebenso oft angenommen als verworfen wird? Auch dann wird man ein solches Datum vorläufig zurückstellen, auf seine Verwendung für jetzt verzichten und es der Zukunft anheimgeben, in welchem Sinne eine schon weiter fortgeschrittene empirische Psychologie von ihm doch noch Gebrauch machen kann. In der Regel wird in einem solchen Falle auf das Vorhandensein eines recht schwierigen Problems zu schließen sein, das erst in verhältnismäßig später Zeit seine Lösung finden dürfte.

Der dritte Fall, daß eine Wahrnehmung teilweise anerkannt und teilweise verworfen wird, wird bei einigermaßen komplizierten Erscheinungen der weitaus häufigste sein. Der Grund hierfür liegt in den weiter unten darzulegenden eigentümlichen Schwierigkeiten, welche die Kontrolle selbst darbietet, und in den Verschiedenheiten, die das psychische Leben der Menschen zeigt. Andererseits dürfte dasselbe bei den einzelnen Individuen doch nicht so vollständig abweichende Gestalten besitzen, daß die Ergebnisse der inneren Erfahrung mehrerer Personen sich nicht wenigstens teilweise decken.

Wie dieser dritte Fall, nämlich die teilweise Bestätigung und teilweise Verwerfung eines Datums der inneren Wahrnehmung, in der Mitte steht zwischen Fall 1 und 2, zwischen der vollständigen Bestätigung und der vollständigen Verwerfung, so muß auch die weitere Behandlung der kontrollierten Beobachtung zwischen den beiden oben erwähnten Verfahrungsweisen die Mitte einhalten. Derjenige Teil, welcher Anerkennung gefunden hat, wird weiteren Prüfungen durch andere Menschen unterbreitet, um allmählich zur psychologischen Tatsache herausgearbeitet zu werden. Mit dem abgelehnten Teile ist zu verfahren, wie bei Fall Nr. 2 geschildert worden ist.

Um nun noch einmal einen Rückblick auf alle drei Möglichkeiten zu werfen, so kann man gegen den ersten Fall der vollständigen Bestätigung vielleicht einwenden, daß diese, sowie wir sie dargestellt haben, nicht möglich sei. Niemals werde eine innere Beobachtung eine derartige allgemeine Zustimmung erzielen. Selbst wenn dieses so wäre, könnte uns die vorstehende Betrachtung doch das Ziel zeigen, dem wir zuzustreben haben. Selbst wenn es unerreichbar ist, so ist doch eine Annäherung an dasselbe möglich.

Und jede Maßregel, die zu einer solchen führt, bedeutet für die exakte Psychologie einen Fortschritt. Es ist nicht die Art empirischen Forschens, auf den Teil zu verzichten, weil man nicht das Ganze haben kann, die erreichbar höchste relative Sicherheit ihrer Grundlagen zu verschmähen, weil sie nicht eine absolut einwandfreie Zuverlässigkeit erreichen kann.

Schlimm — das müssen wir zugeben — würde es um unsere Wissenschaft stehen, wenn der an zweiter Stelle besprochene Fall der vollständigen Ablehnung alle oder doch wenigstens den weitaus größten Teil aller Data der inneren Wahrnehmung beträfe. Aber diese extreme Gestaltung der Sache kann glücklicherweise schon heute als vermieden angesehen werden. Auf weiten Gebieten der psychologischen Forschung herrscht schon jetzt eine zwar nicht absolute aber doch relativ sehr hohe Übereinstimmung. Bei anderen Problemen, so z. B. bei den Fragen des Denkens im engeren Sinne, des Gefühlslebens, des Willens u. s. w. gehen zwar die Ansichten noch sehr auseinander. Aber die Meinungsverschiedenheiten erstrecken sich doch weniger auf das der Forschung zu Grunde zu legende Tatsachenmaterial als vielmehr auf die daraus gezogenen Schlüsse, also die psychologischen Hypothesen, Theorien u. s. w. Nicht nur der Irrtum, wie St. Mill meint,[1]) sondern auch die Kontroverse, wie sie tatsächlich entsteht, gründet sich meist auf Allgemeinheiten. Die einzelnen Tatsachen sind — wenigstens in der Psychologie — bisher weit weniger Streitobjekte gewesen. Aus diesem Grunde scheinen uns die Aussichten, Übereinstimmung in Betreff der nötigen Zahl von Selbstbeobachtungen zu gewinnen, gar nicht schlecht zu sein. Mag man nur mehr, als dieses bisher geschehen ist, auch bei der Erforschung der früher sogenannten „höheren“ Region des seelischen Lebens wirkliche Einzelwahrnehmungen anführen und nicht gar zu rasch zu allgemeinen Schlüssen aufsteigen! Der dritte mögliche Fall, die teilweise Zustimmung und teilweise Ablehnung, vereinigt auch hier wieder die Gesichtspunkte, welche für die Beurteilung der beiden ersten maßgebend waren Er zeigt einmal den problematischen Charakter der Selbstbeobachtungen. Dieser zwingt uns, ihre Daten immer von

---

[1]) Bentham u. Coleridge. W. W. übersetzt unter Leitung von Gomperz Bd. X. S. 145.



neuem zu prüfen, so daß diese Kontrolle neben der Ausbildung der eigentlichen Wissenschaft eine besondere dauernde Aufgabe der Psychologie bildet. Andererseits zeigt er die Möglichkeit, in einer absoluter Geltung wenigstens sich annähernden Weise die inneren Wahrnehmungen zu Tatsachen auszugestalten.

Auch von unserem Standpunkte aus wird zugegeben werden müssen, daß die innere Erfahrung der äußeren in mancher Beziehung nachsteht. Aber wir können den Grund dieses Unterschiedes nicht darin finden, daß Beobachter und Beobachtetes hier verschieden sind und dort nicht. Ebensowenig ist hierfür unserer Ansicht nach entscheidend die Art, wie ein Datum der inneren Erfahrung gewonnen worden ist, durch absichtliche Beobachtung oder durch unabsichtliche Wahrnehmung. Wohl aber liegt ein nicht zu vernachlässigender Unterschied in der Art, wie in beiden Fällen die Kontrolle an den Aussagen des ersten Beobachters geübt wird bezw. geübt werden kann.

Die Naturwissenschaft besitzt auf ihrem Gebiete, wie schon gelegentlich erwähnt wurde, hierfür zwei Möglichkeiten. Denselben Vorgang können mehrere zu gleicher Zeit beobachten, oder aber der eine kann ihn wiederholen nach den genauen Angaben des anderen und dann seinerseits zusehen, ob jener richtig wahrgenommen hat. Für die Psychologie nun fällt die erste Art der Prüfung, die gleichzeitige Beobachtung desselben Prozesses durch mehrere, fort. Ein jeder kann im günstigsten Falle immer nur sein eigenes Seelenleben beobachten, es aber nicht gleichzeitig durch andere beobachten lassen und ebensowenig seinerseits in das Bewußtsein eines anderen hineinsehen. Allerdings ist auch die Beobachtung anderer beseelter Wesen ein wichtiges Hilfsmittel der Psychologie. Aber erstens sind ihre Ergebnisse Analogieschlüsse, welche gewisse Kenntnisse des eigenen psychischen Geschehens schon voraussetzen. Zweitens gehört diese ganze Frage nicht zu dem Thema, welches uns jetzt beschäftigt, sondern in ein anderes Kapitel der Methodenlehre unserer Disziplin. (Vgl. u. a. MÜNSTERBERG, „Aufgaben und Methoden der Psychologie“ S. 179 ff.)

Also die eine Art der Kontrolle, welche in den Naturwissenschaften so treffliche Dienste getan hat, die gleichzeitige Beobachtung, ist in unserer Wissenschaft nicht möglich. Die andere Methode dagegen, nämlich die nachträgliche Prüfung auf Grund

einer genauen Beschreibung bleibt auch uns gewahrt. Freilich bietet auch sie gewisse Schwierigkeiten dar. Denn für sie ist die Vermittelung der Sprache unumgänglich nötig. Nur wenn mir genau mitgeteilt worden ist, unter welchen Umständen ein anderer Beobachtungen angestellt hat, werde ich diese zu prüfen in der Lage sein. Wer aber gibt mir Sicherheit dafür, daß die gebrauchten Ausdrücke nicht mißverstanden sind, oder daß die hörende Person nicht ipso facto, schon durch das Anhören des Berichtes in ihrer Auffassung beeinflußt worden ist? Erhebt sich in der Naturwissenschaft einmal der gleiche Verdacht, so kann man ihm in den meisten Fällen durch Anwendung der zuerst erwähnten Art der Kontrolle begegnen. Man läßt den betreffenden Vorgang wiederholen und dann durch mehrere Personen gleichzeitig beobachten. In der Psychologie ist das, wie gesagt, nicht möglich. Hier sind wir schlechterdings auf eine nachträgliche Kontrolle angewiesen. Es kommt alles darauf an, ob es gelingt, die Fehler, welche diese mit sich führt, durch eine zweckentsprechende Anwendung zu eliminieren. Möglich ist dieses nur dadurch, daß die Prüfung der Selbstbeobachtungen immer von neuem wiederholt wird.

Aber auch hiermit sind die Schwierigkeiten in unserer Frage noch nicht erschöpft. Denn der Kontrollierende kann die Prüfung nur auf Grund der Erfahrungen vornehmen, die er an seinem eigenen Bewußtseinsleben gemacht hat. Aber diese werden fast niemals ganz gleich sein können denjenigen Prozessen, um deren Bestätigung oder Verwerfung es sich handelt. Wir wollen ein ganz triviales Beispiel wählen. Der Psychologe A. behauptet etwa, daß bei ihm der Anblick eines bestimmten Mannes die Erinnerung an dessen Frau aufsteigen lasse. B. findet dagegen durch innere Wahrnehmung, daß bei ihm der Anblick eines anderen Mannes die Erinnerung an dessen Freund, mit dem er ihn oft zusammen gesehen habe, hervorrufe. Beide Beobachtungen sind offenbar in mancher Hinsicht verschieden, in mancher wieder gleich. Soll nun die eine Angabe zur Kontrolle der anderen benutzt werden, so muß derjenige, der die Prüfung vorzunehmen hat, dabei nach gewissen Gesichtspunkten der Analogie verfahren. Will er ganz exakt vorgehen, so muß er sich derselben nicht nur bewußt werden, sondern sie auch, allen Mitforschenden verständlich, darlegen. Auch

dieser Gedanke scheint die von uns oben ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, daß die Zustimmung, welche andere unseren Selbstbeobachtungen erteilen, in den weitaus meisten Fällen nur eine teilweise sein kann.

Wir möchten an dieser Stelle auf den schon oben citierten Rat VOLKELTS hinweisen, daß die Psychologen lieber die Ergebnisse ihrer Selbstbeobachtung zunächst als ungesichtete Materialiensammlungen veröffentlichen möchten, ehe sie an die Erklärung derselben herantreten. Dieser Rat erscheint uns sehr beachtenswert, wenn auch seiner Ausführung aus praktischen Gründen sich manche Schwierigkeiten entgegenstellen dürften. Es ist die wichtigste Aufgabe des Vertreters der Seelenlehre, ehe er an den eigentlichen Aufbau seiner Wissenschaft herantritt, die Zustimmung der Arbeitsgenossen desselben Gebietes zu gewinnen, nicht etwa gleich für gewisse psychologische Theorien und Ansichten, sondern einfach zu dem zu Grunde zu legenden empirischen Tatsachenmaterial. Gelingt dieses — vollständig oder doch wenigstens insoweit, daß ein etwaiger Widerspruch immer mehr vereinzelt und dadurch allmählich einflußlos wird —, so ist damit alles erreicht, was wir in der Seelenlehre erhoffen können. Daß bei einer Anzahl von Problemen dieser Erfolg sehr wohl erzielt werden kann, darf schon heute mit Sicherheit angenommen werden. In welchem Umfange er möglich sein wird, das kann nicht die methodologische Theorie, die uns hier allein beschäftigt, sondern nur die Arbeit in der Ausbildung der Psychologie bezw. in der Sammlung des ihr zu Grunde zu legenden Materials zeigen.

Wir fassen unseren Standpunkt folgendermaßen zusammen: die innere Wahrnehmung und Beobachtung birgt mehr als die äußere die Gefahr in sich, irrtümliches zu liefern. Der einzelne Mensch muß dieser Gefahr unerbittlich erliegen, die Gesamtheit dagegen ist ihr gewachsen. Die Psychologie charakterisiert sich somit als eine Wissenschaft, welche nur durch das Zusammenwirken vieler begründet werden kann. Und zwar ist dieses nicht bloß der Fall hinsichtlich ihres eigentlichen Aufbaues, der Darstellung ihrer Theorien und Hypothesen, sondern schon in ihrer empirischen Grundlegung, in der Sammlung ihrer Beobachtungen und ihres tatsächlichen Materials.

Wenden wir uns nunmehr, nachdem wir unseren eigenen Stand-

punkt entwickelt haben, zurück zu den Ansichten anderer, wie sie am Eingange unserer Betrachtung dargelegt sind! Da müssen wir zunächst die Einwände prüfen, welche Comte gegen die Selbstbeobachtung erhoben hat. Wir gestehen ihm ohne weiteres das Verdienst zu, in dieser Frage unsere Wissenschaft zu energischerem Nachdenken angeregt zu haben. Mit der naiven inneren Wahrnehmung, die ihre Ergebnisse ungeprüft hinnimmt, ist es seit seinen Ausführungen definitiv vorbei. Nach ihm wird niemand mehr unser Problem behandeln können, ohne sich der ernsten Gefahren bewußt zu werden, welche in der Selbstbeobachtung stecken. Wir gehen in unserer Anerkennung Comtes noch einen Schritt weiter. Er hat auch den Weg gewiesen, auf welchem man zur Beantwortung unserer Frage gelangt. Er ist nicht, wie etwaige materialistische Vorgänger, bei der Verwerfung der Selbstbeobachtung von einer bestimmten metaphysischen Weltanschauung ausgegangen. Sein Verfahren war ein erkenntnistheoretisch-methodologisches. Er prüfte die Art, wie psychologische Erkenntnisse gewonnen werden, nicht diese selbst in ihrem fertigen Bestande. Und auch darin muß sein Verfahren vorbildlich bleiben, daß er einen Vergleich anstellte zwischen innerer und äußerer Beobachtung. In allen diesen Punkten folgen wir ihm. Von jetzt an müssen wir ihm aber widersprechen. Er hat bei der Betrachtung der Erfahrung, wie sie von den Naturwissenschaften ihrer Arbeit zu Grunde gelegt wird, nicht den wesentlichsten Punkt hervorgehoben, nicht diejenige ihrer Eigenschaften erkannt, welche ihre Zuverlässigkeit bedingt. Deshalb mußte er bei ihrer Vergleichung mit der inneren Beobachtung ebenfalls auf einen unwesentlichen Punkt stoßen. Die Tatsache, welche er anführt, kann ja niemand bestreiten. Allerdings ist bei der äußeren Beobachtung der Beobachter von dem beobachteten Objekte verschieden, bei der inneren Beobachtung mit ihm identisch. Aber aus diesem tatsächlichen Unterschiede folgt kein Unterschied der Gültigkeit. Nicht das ist das wesentliche in der äußeren Beobachtung, daß in ihr Beobachter und Beobachtetes verschieden sind, sondern daß ihre Daten von jedem, der an ein Problem mit gesunden Sinnen und gesundem Verstande herantritt, sich die Zustimmung erzwingen und dadurch Gegenstand einer gemeinschaftlichen Betrachtung werden können. Vermögen dieses die Ergebnisse der inneren Wahrnehmung auch,

so ist die Identität zwischen Beobachter und Beobachtetem, die ja bei ihr tatsächlich stattfindet, kein Grund gegen ihre Gültigkeit. Comte gießt die ganze Lauge seines Spottes aus über die „metaphysische" und die „theologische" Denkart, soweit sie sich in der Frage der Selbstbeobachtung betätigt. Aber gerade bezüglich der Weise, wie er bei diesem Probleme argumentiert, scheint er uns wesentlich von beiden abhängig zu sein. Seit den Tagen des Pythagoras spielt der Begriff der Einheit in der Geschichte der Philosophie eine große Rolle. Ganze Gedankensysteme sind wesentlich auf ihm aufgebaut worden. Und welche Bedeutung er für die religiöse Weltanschauung gewonnen hat, dürfte auch Fernerstehenden völlig bekannt sein. Wir wollen dieses Gewicht des Einheitsbegriffes hier keineswegs kritisieren. Wir selbst beabsichtigen nicht, uns ihm zu entziehen. Nur von den Gefilden des empirischen Arbeitens möchten wir ihn ferngehalten sehen. Denn den erkenntnistheoretischen Grundsätzen exakter Forschung entspricht er nicht. „Positiv" — um Comtes eigenen Ausdruck zu gebrauchen — scheint es uns nicht gedacht zu sein, wenn man in empirischen Wissenschaften auf Grund spekulativer Gedankengänge argumentiert. Nun tritt Comte zu diesen Bestrebungen allerdings dadurch in Gegensatz, daß er die „Einheit" verwendet, nicht um positive Aussagen auf derselben aufzubauen, sondern um die Unmöglichkeit der Selbstbeobachtung, also etwas Negatives, damit zu begründen. Aber bei aller diametralen Verschiedenheit der Ansichten stimmt er mit seinen Gegnern darin überein, daß er überhaupt Schlußfolgerungen aus dem Zahlenverhältnis der Einheit ableitet. Darin sehen wir eine Beeinflussung durch die „metaphysisch-theologische" Denkweise, zwar nicht soweit die Überzeugungen, wohl aber, soweit die Art zu argumentieren in Betracht kommt. Es dürfte nicht möglich sein, nach den Grundsätzen empirisch-naturwissenschaftlichen Denkens aus dieser Einheit die Unmöglichkeit der Selbstbeobachtung wirklich strikt zu erweisen. Comtes eigene Darlegungen sind zu kurz, um eine Prüfung der Beweiskraft im einzelnen zuzulassen. Aber auch jeder andere Versuch der Ableitung würde sich vor einer strengen Logik nicht behaupten können. Aus einem bloßen Zahlenverhältnisse folgt eben nichts, weder positiv noch auch negativ. Freilich haben wir schon oben zugegeben, daß der definitive Gegenbeweis für die

Möglichkeit der Selbstbeobachtung nicht allein durch theoretische Erwägungen, sondern nur durch den Aufbau einer empirischen Wissenschaft auf Grund der inneren Wahrnehmung erfolgen kann Wohl aber können die ersteren, zu denen auch unsere eigenen Darlegungen gehören, die Richtung angeben, in welcher die Entscheidung gesucht werden muß.

Wir zeigten oben, daß die innere Beobachtung größere Schwierigkeiten und Gefahren des Irrtums in sich schließt als die äußere. Diese Gedanken sind nicht unabhängig von Comte, von dem ja die ganze Behandlung unseres Themas beeinflußt ist. Aber auch in diesem Punkte bestehen wesentliche Differenzen zwischen seinem Standpunkte und dem unserigen. Denn die Schwierigkeiten, welche die Prüfung der Ergebnisse der Selbstbeobachtung darbietet, sind, wie wir gezeigt zu haben glauben, nicht unaufhebbar. Wohl aber kann niemand die Einheit von Selbstbeobachter und Beobachtetem beseitigen. Ist sie nun ein entscheidender Grund gegen die innere Wahrnehmung, so ist damit jede empirische Psychologie überhaupt unmöglich geworden. Was nun ihr Verhältnis zu der von uns geforderten Kontrolle betrifft, so macht sie allerdings eine gleichzeitige Prüfung der Daten der Selbstbeobachtung durch mehrere unmöglich. Diese gaben wir auch bereitwillig auf. Eine nachträgliche Bestätigung dagegen ist von Einheit, Zweiheit u. s. w. völlig unabhängig.

Es ist nicht erforderlich, die übrigen oben dargelegten Ansichten über innere Beobachtung einzeln von unserem eigenen Standpunkte aus zu beurteilen. Nach ihrer negativen, kritischen Seite hin gehen sie alle auf Comte zurück und sind deshalb implicite schon im obigen mitbesprochen. Nach ihrer positiven Seite hin, nämlich nach den Konzessionen, die sie der Selbstbeobachtung machen, werden sie sich leicht durch unsere eigenen Angaben ergänzen lassen. Jedoch müssen wir fast ihnen allen wichtige Momente zur Ausgestaltung unserer eigenen Ansichten entnehmen. Denn wenn auch nach obiger Darstellung die Entscheidung darüber, ob ein Datum der Selbstbeobachtung zuverlässig ist oder nicht, nicht bei dem einzelnen Beobachter, sondern bei der Gesamtheit liegt, so kann der einzelne doch sehr viel tun, um genaue Angaben zu bieten. Von unserem Standpunkte aus bedeutet dieses: er kann die Wahrscheinlichkeit dafür, daß seine

inneren Wahrnehmungen von anderen angenommen werden, erheblich steigern. Notwendig ist dazu kritische Vorsicht, die gewissenhafte Erfüllung der für jedes besonnene Verhalten geltenden Gesetze. Aber daneben kommen noch die methodischen Bemerkungen in Betracht, welche, wie wir oben geschildert haben, von den verschiedenen Forschern gemacht sind. Wenn die Einwirkung des Experimentators der Unberechenbarkeit des psychischen Geschehens Grenzen zieht (WUNDT, KÜLPE), so werden die Ergebnisse der Selbstbeobachtung mehr Aussicht auf Anerkennung besitzen, als wo dieses nicht der Fall ist. Die absichtlich angestellte innere Beobachtung wird geringere Wahrscheinlichkeit haben, für ihre Resultate die Zustimmung anderer zu gewinnen, als die unbeabsichtigt vor sich gehende innere Wahrnehmung (BRENTANO, SPITTA, auch VOLKELT). Auch die anatomischen und physiologischen Kenntnisse, welche MÜNSTERBERG von dem psychologischen Beobachter verlangt, dürfen hierher gerechnet werden. Freilich erfordern sie, um wirklich nützen zu können, ganz besondere Vorsicht. Durch unkritische Anwendung vermögen sie sonst die innere Wahrnehmung erst recht in die Irre zu führen.

Wir können demnach allen diesen Ansichten relative Berechtigung auch von unserem Standpunkte aus zuerkennen. Sie alle enthalten vortreffliche Anweisungen, die Chancen der Selbstbeobachtung, die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ihre Ergebnisse Annahme durch andere finden, zu verbessern. Nur absolute, abschließende Gültigkeit können wir ihnen nicht zugestehen. Die letzte Entscheidung liegt nie bei dem einzelnen Psychologen, sondern bei der Gesamtheit derer, welche ihn kontrollieren können und wollen.

Es dürfte kaum besonders hervorzuheben sein, daß wir einen prinzipiellen Unterschied zwischen innerer Beobachtung und Wahrnehmung in dem Sinne nicht anerkennen können, daß die eine stets unbrauchbare, die andere stets brauchbare Resultate liefere. Denn die tatsächlichen Verschiedenheiten, welche beide Worte bezeichnen, und welche auch nach unserer Ansicht einen relativen Unterschied in der Brauchbarkeit ihrer Ergebnisse bedingen, kommen hier, bei unseren grundsätzlichen Erörterungen, nicht in Betracht. Unsere Verwendung dieser Begriffe stellt sich — entsprechend unserem oben entwickelten Standpunkte — in bewußten

Gegensatz zu dem in unserer Wissenschaft augenblicklich herrschenden Sprachgebrauche. Seit Brentanos Unterscheidung zwischen innerer Wahrnehmung und Beobachtung ist man in der Benutzung des letzteren Ausdruckes sehr vorsichtig geworden. Manche vermeiden ihn fast gänzlich. Die innere Wahrnehmung und innere Erfahrung spielt dagegen eine um so größere Rolle. Ob freilich in einem jeden Falle wirklich nur eine solche vorliegt, d. h. ob wirklich die Absicht, irgend etwas in sich konstatieren zu wollen, gänzlich ausgeschlossen ist, ist uns nicht immer klar geworden.

Es sei kurz eine Frage erwähnt, welche zunächst Kant und dann u. a. wieder Volkmann von Volkmar berührt hat. Sie betrifft die Gefahren, welche die Selbstbeobachtung für die psychische Gesundheit herbeiführen kann. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß diese möglich sind. Aber die ganze Frage gehört in die Diätetik der Seele, speziell in die Diätetik der geistigen Arbeit. Sie interessiert also in erster Linie den Mediziner, und sodann, wenn man so will, den Ethiker, insofern, als es ja auch eine moralische Pflicht ist, sich gesund und leistungsfähig zu erhalten. In die Methodenlehre der Psychologie, welche uns hier allein beschäftigt, gehört sie nicht, weshalb sie auch nur kurz berührt werden darf. Die Selbstbeobachtung bildet nur einen besonders markanten Fall unter Erscheinungen, welche sich auf dem ganzen Gebiete der geistigen Arbeit finden. Wer sich von derselben nicht die nötige Ausspannung, neben ihr nicht die erforderliche Ergänzung durch andersartige Beschäftigungen u. s. w. gönnt, wird sehr bald die Gefahren spüren, welche hier Einseitigkeit und Übertreibung mit sich bringen. Für die Selbstbeobachtung gilt das gleiche nun allerdings in verstärktem Maße. Während man sonst sich mit demselben Gegenstande ohne Schaden mehrere Stunden jeden Tag anhaltend beschäftigen kann, dürften für sie einige Minuten reichlich genug sein. Auch ist es zu empfehlen, sie auf einige Zeit ganz zu unterbrechen. Man wird sie dann später mit um so größerer Unbefangenheit wieder aufnehmen können. Auch entgeht man so der Gefahr, in einseitige Denkgewohnheiten zu geraten, was der psychischen Gesundheit sicher auch nicht zuträglich sein würde.

In methodischer Beziehung dürfte eine so genaue Prüfung der Selbstbeobachtungen anderer, wie wir sie verlangt haben, ebenfalls

von einschneidenden Folgen sein. Sicher scheint uns zu sein, daß dadurch die Gewinnung genügend zahlreicher Tatsachen und damit der Aufbau der Wissenschaft selbst verzögert wird. Wie langsam hat sich die Entwicklung der empirischen Naturwissenschaften vollzogen, etwa im Vergleich zu dem raschen Erkämpfen einer Erkenntnis, von dem die spekulative Naturphilosophie träumte! Nun ist aber — wenigstens nach unserer Auffassung — schon der erste Teil der Arbeit, die Feststellung des tatsächlichen Materials, in der Seelenlehre eine noch schwierigere und verwickeltere Aufgabe, als auf dem Gebiete der äußeren Erfahrung. Denn die Bestätigung der Mitforschenden läßt sich dort noch langsamer gewinnen als hier. Es müßten deshalb zu ihrer Bewältigung auch zahlreichere Kräfte aufgeboten werden, als das bisher geschehen ist, vielleicht in der Art, daß nicht bloß Psychologen und Philosophen von Fach, sondern unter ihrer Leitung auch geeignete Laien in möglichst großer Anzahl herangezogen werden. Abgesehen von einigen wenigen Problemen ist davon aber bis jetzt fast das Gegenteil geschehen. Die auf die Erfahrung sich stützende Seelenlehre verfügt noch über recht wenig Kräfte. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ihre Grundlage noch unvollständig und schwankend ist. Auch dürfen wir nicht erwarten, daß dieses schon in absehbarer Zeit anders werden wird.

Vielleicht wird durch die Verzögerung in der Erzielung von Resultaten, wie sie die strikte Durchführung empirischer Prinzipien mit sich bringt, manchem die Freude an der Arbeit verdorben. Aber das darf für uns nicht in Betracht kommen. Denn das ist gerade das Große an jeder empirischen Forschung, daß sie Unterordnung persönlicher Wünsche unter sachliche Anforderungen, daß sie Selbstverleugnung ihrer Diener verlangt und festen Schrittes über diese hinwegschreitet, wo sie sich etwa ihr entgegenstellen. Indessen wollen wir nicht leugnen, daß auch abgesehen hiervon aus der verlangsamten Ausbildung einer Wissenschaft sich manche Unzuträglichkeiten ergeben. Denn jedes Gebiet des geistigen Lebens steht in Beziehung zu anderen Fächern. Keines darf daher ausschließlich den in ihm selbst liegenden Anforderungen zu entsprechen suchen, sondern muß auch auf diejenigen Ansprüche Rücksicht nehmen, welche die verwandten Bestrebungen erheben. So steht die Psychologie in Beziehung einmal zu einer ganzen

Reihe anderer Wissenschaften, insbesondere zu allen Geisteswissenschaften, sodann auch zu allen Künsten und noch mehr zu der ästhetischen Verarbeitung und Assimilierung dessen, was diese geleistet haben, schließlich zu einer ganzen Anzahl praktischer Gebiete. Sie alle stellen Anforderungen an die Seelenlehre. Sie verlangen für ihre eigene Arbeit von derselben bestimmte Anschauungen und Begriffe. Ihnen kann es nicht erwünscht sein, wenn durch Verzögerung der Ausbildung unserer Wissenschaft ihre eigene Tätigkeit gehemmt wird. Das alles ist zuzugeben. Aber es ist nicht angängig, daß durch derartige Betrachtungen dem empirischen Verfahren in der Psychologie Schranken gezogen werden. Es liegen hier zwei Postulate für unsere Arbeit vor. Das eine fordert unbedingt die Bildung fertiger Begriffe und Anschauungen, das andere verlangt diejenige Sicherheit, welche nur die auf die Erfahrung gegründete Untersuchungsweise gewähren kann. In ferner Zukunft wird sicher ein Ausgleich zwischen diesen beiden durch die Entwicklung der Wissenschaft selbst stattfinden. Hat die empirische Psychologie erst einmal Zeit gehabt, genügend Resultate zu erzielen, und das ganze Gebiet des seelischen Lebens mit ihren eigentümlichen Methoden zu erforschen, so wird sie auch den Anforderungen der Nachbargebiete gerecht werden können. Aber bis sie soweit sein wird, wird ein gewisser Konflikt zwischen den beiden erwähnten Postulaten allerdings stets auszubrechen drohen. Wir meinen, daß demselben nur durch ein Kompromiß zwischen ihnen vorgebeugt werden kann. Die empirische Forschung muß ihren Weg weiter gehen, ohne sich um andere Ansprüche, als diejenigen, welche sie selbst erhebt, zu kümmern. Aber dabei muß sie sich bewußt bleiben, daß sie — wenigstens vorläufig — nicht alle Anforderungen erfüllen kann, welche an die psychologische Wissenschaft überhaupt gestellt werden. Sie hat daher — wiederum mindestens bis auf weiteres — andersartige Anschauungen als ihre eigenen auch in der Seelenlehre neben sich zu dulden, vorausgesetzt, daß diese die Lücke, welche sie selbst noch lassen mußte, ausfüllen, insbesondere also, insoweit sie die von den Nachbardisziplinen gestellten Anforderungen befriedigen. Die nicht-empirischen Richtungen in der Psychologie dürfen innerhalb der so bezeichneten Grenzen ihre Berechtigung behaupten auch neben der auf die Erfahrung gegründeten Forschung, müssen sich aber

des provisorischen Charakters dieser ihrer Gültigkeit bewußt bleiben.

Wie dieses Kompromiß im einzelnen auszugestalten ist, können wir hier nicht darlegen. Wesentlich bleibt nur, daß, solange jene Scheidung nötig ist, beide Tendenzen möglichst unvermischt nebeneinander hergehen. Die empirische Betrachtung soll nicht allzu schnell nach einem Abschlusse ihrer Arbeit streben, den sie nur auf Kosten ihrer Sicherheit gewinnen kann. Und die nichtempirischen Auffassungen sollen nicht der erfahrungsmäßigen Forschung in der Psychologie irgend welche Schranken ziehen, sollen nicht aus der relativen Berechtigung, welche ihnen zukommt, eine absolute machen, insbesondere sollen sie nicht sich eine Sicherheit zulegen, welche nur die Erfahrung gewähren kann.[1])

II. Lex parsimoniae.

Nach der Sammlung der der Forschung zu Grunde zu legenden Tatsachen hat die empirische wissenschaftliche Arbeit heranzutreten an die Verarbeitung derselben, wie sie durch Erklären, Aufstellen von Hypothesen, Ziehen von Folgerungen und Schlüssen, Ausbilden von Theorien u. dgl. erfolgt. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Seiten der Tätigkeit ist prinzipiell den Naturwissenschaften und der Psychologie gemeinsam. Die Durchführung gestaltet sich bei beiden freilich völlig verschieden. Denn während die ersteren beides, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen, auch zeitlich genau werden trennen können, ist die Seelenlehre zu einer solchen reinlichen Scheidung nicht fähig. Verhindert wird diese wiederum durch die eigentümlichen Schwierigkeiten, welche hier die Kontrolle der Selbstbeobachtungen anderer bereitet. Denn da erst durch sie die einzelne innere Wahrnehmung zur psychologischen Tatsache wird, so wird man sie zum ersten Teil der Forschungsarbeit, zum Materialsammeln,

[1]) Die vorstehenden Darlegungen berühren sich in einigen Punkten mit den Ausführungen Diltheys in seinen „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“. Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrgang 1894, zweiter Halbband S. 1309 ff. Über unsere Stellung zum Empirismus überhaupt vgl. den Schluß des nächsten Abschnittes.

rechnen müssen. Aber schon für die Mitteilung der Selbstbeobachtungen, ohne die die Kontrolle gar nicht stattfinden kann, sind, wie schon oben ausgeführt ist, gewisse Begriffe und Anschauungen notwendig. Diese aber gehören streng genommen zum zweiten Teile der wissenschaftlichen Tätigkeit, nämlich zu der Erklärung und Theorienbildung. Also müssen gewisse Ergebnisse dieser letzteren bereits vorliegen, ehe überhaupt Tatsachen für die Seelenlehre konstatiert werden können. Es ist also nicht nur der zweite Teil der psychologischen Arbeit von dem ersten abhängig, sondern auch umgekehrt in gewissem Sinne dieser von jenem. Beide können sich nur einander parallel entwickeln. Nicht nur unsere Hypothesen und Theorien, sondern auch unsere Beobachtungen behalten, wie schon mehrfach gesagt, noch lange Zeit den Charakter von Problemen. Die Prüfung derselben ist insbesondere dann zu erneuern, wenn die Richtigstellung der bisher gebräuchlichen Begriffe auch eine Verbesserung in der Darstellung der Daten der inneren Wahrnehmung ermöglicht. In vielen Fragen werden für die letztere zunächst nur die Bezeichnungen der Psychologie des täglichen Lebens zur Verfügung stehen. Auf die Dauer reichen diese aber nicht aus. Durch die Verbesserung der erklärenden Begriffe wird vielleicht manche Selbstbeobachtung, die ursprünglich Ablehnung durch die Mitforschenden erfuhr, später, bei genauerer Darstellung doch noch angenommen werden.

Wenn nun auch zeitlich die Trennung der beiden wichtigsten Hauptarten der wissenschaftlichen Tätigkeit sich in der Psychologie nicht so streng durchführen läßt, wie in den Naturwissenschaften, so muß sie doch auch in dieser begrifflich und logisch vollzogen werden. Man muß sich klar werden über die methodischen Gesichtspunkte, nach welchen die Deutung des tatsächlichen Materials, die Aufstellung von Hypothesen und die Bildung von Theorien zu erfolgen hat. Darin liegt nun eine Aufgabe, welche sich nicht im Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung erledigen läßt. Vielmehr wird sie die Tätigkeit der Psychologen in Anspruch nehmen, so lange an dem Aufbau unserer Wissenschaft überhaupt noch etwas zu tun ist. Jedes neu erschlossene Arbeitsgebiet in ihr wird auch die Ausbildung neuer methodischer Regeln erfordern. Wir werden ausschließlich denjenigen Gesichtspunkten Ausdruck zu geben versuchen, die sich uns bei der Bearbeitung des Urteils

gezeigt haben. Sie sind recht allgemeiner Natur. Dieses hängt damit zusammen, daß wir, wie oben gesagt, unser Gebiet noch einmal ganz durchforschen wollen, sodann aber auch damit, daß, wie schon häufig erwähnt, das Urteil in engster Beziehung zu den höchsten erkenntnistheoretischen Problemen steht. Diese sind von allgemeinen Gesichtspunkten aus in Angriff genommen und mit ihnen auch jenes. Deshalb muß man auch an die psychologische Bearbeitung, die ihm schon zu Teil geworden ist, und an die, die ihm noch zu Teil werden wird, die allgemeinsten Normen anlegen.

Gemäß den Grundsätzen empirischer Untersuchung haben sich die Prinzipien, nach welchen das tatsächliche Beobachtungsmaterial zu erklären ist, zu richten nach dem Gegenstande, auf welchen sie sich erstrecken. Sie können selbstverständlich nicht alle Einzelheiten, welche in diesem enthalten sind, in sich aufnehmen. Sonst wären sie keine Prinzipien mehr. Gleichwohl müssen sie ein vollständiges Bild ihres Gebietes liefern. Es darf auch nicht eine einzige Tatsache geben, welche sich nicht unter sie unterordnen läßt. Reichen sie hierzu nicht aus, so müssen sie vermehrt oder ergänzt werden.

Wir haben dieses Axiom hier angeführt, weil es für die Methodenlehre wichtig ist, sich von Zeit zu Zeit auch ihre obersten und allgemeinsten logischen Grundsätze ins Gedächtnis zurückzurufen. Zu begründen brauchen wir es dagegen nicht, weil es von niemandem bestritten wird. Selbst der Gegensatz von Empirismus und Spekulation — in seiner Anwendung auf psychologische Probleme — verschwindet hier. Beide Seiten machen von diesem Prinzipe Gebrauch, wenn auch die zweite in stärkerem Maße als die erste. Wir selbst haben schon einmal unsere Polemik gegen eine bestimmte Richtung in unserer Wissenschaft auf dasselbe gestützt und werden dieses auch in Zukunft tun. Aber trotzdem wissen wir uns in der Anerkennung dieses Grundsatzes mit den Vertretern der damals bekämpften Ansichten, nämlich den Anhängern der Assoziationspsychologie einig. Verschieden sind bloß die Meinungen über den Umfang des bereits allgemein anerkannten Tatbestandes.[1])

---

[1]) Vgl. des Verfassers Schrift: Die bewußte Beziehung zwischen Vorstellungen, Leipzig 1893. Vgl. ferner Ebbinghaus' Verteidigung der Assoziationspsychologie

Etwas anders scheinen uns die Verhältnisse bezüglich des folgenden Grundsatzes zu liegen. Auch hier befürchten wir zwar keinen Widerspruch gegen das allgemeine Prinzip. Dagegen werden sich Meinungsverschiedenheiten schon in der spezielleren Fassung desselben geltend machen, noch ehe es überhaupt zu der Anwendung auf die Tatsachen kommt. Wir drücken dasselbe folgendermaßen aus: Principia non sunt multiplicanda praeter necessitatem. Genügt zur Erklärung ein Begriff, eine Hypothese u. s. w., so dürfen nicht deren zwei verwendet werden. Dieses Postulat ist gewißermaßen das Gegenstück zu dem vorhergehenden, weil es dem entgegengesetzten Fehler vorbeugen will. Wir werden es gelegentlich auch als lex parsimoniae bezeichnen, weil dadurch eine möglichst sparsame Verwendung von Erklärungsgrundsätzen geboten wird. — Das Wort „principium“ ist in möglichst weitem Sinne zu verstehen. Es bezeichnet demnach sowohl die zur Erklärung einzelner Tatsachen verwendeten Begriffe als auch die allgemeinen Gedanken, welche die Deutung ganzer großer Gebiete ja schließlich der Welt überhaupt unternehmen.

Aus diesem Axiom ergibt sich weiter unmittelbar, daß ein verwendeter Begriff so arm an Merkmalen wie nur irgend möglich sein muß. Den Inhalt eines Begriffes bildet die Summe seiner Merkmale. Daß aber in einem speziellen Falle gerade die und die genau bestimmten Merkmale zu dem und dem ebenso genau bestimmten Begriffe zusammen geschlossen wurden, ist von den verschiedensten Umständen abhängig, die nicht ausschließlich logischen oder methodologischen Charakters zu sein brauchen. Es hätten auch andere Merkmale zu einer Einheit zusammengefaßt werden können, dann wären natürlich andere Begriffe entstanden. Die Kritik darf sich daher nicht auf die letzteren beschränken, sondern muß sich auch auf deren Bestandteile, die Merkmale, erstrecken.

---

gegen Diltheys Angriffe in der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane Bd. IX S. 161 ff., besonders S. 181: „Sowie solche Tatsachen (scil: deren Härte bisher keine überzeugende Zergliederung aufzulösen vermocht hat) mit genügender Sicherheit aufgezeigt werden, sowie der Beweis geliefert wird, daß man sie bisher irrtümlich übersehen oder irrtümlich für ableitbar gehalten habe, gehören sie nach der eigenen Idee der Assoziationspsychologen zu ihren Elementen oder Grundtatsachen.“

Verlangt unsere lex parsimoniae bei jenen eine Vereinfachung, so muß sie die gleiche Forderung bezüglich dieser erheben. Was wir meinen, wird vielleicht durch die Anwendung folgender Formeln noch deutlicher werden. Die Begriffe sollen durch große, die Merkmale durch kleine Buchstaben bezeichnet werden. Man denke sich nun sämtliche in einem bestimmten Falle angewendeten erklärenden Begriffe A, B, C u. s. w. zerlegt in die Merkmale a, b, c, d ... z. Diese, bezw. die aus ihnen zusammengesetzten Begriffe sollen den strengsten logischen Anforderungen der Erklärung genügen, insbesondere also auch nicht gegen den vorliegenden Grundsatz (principia non sunt multiplicanda praeter necessitatem) verstoßen. Ob man nun die Merkmale a—g, h—l u. s. w., oder a—f, g—i u. s. w. in Begriffe zusammenfaßt, wird nicht durch diesen Grundsatz, sondern durch andere, von ihm unabhängige Gesichtspunkte bestimmt. Nun nehme man an, es treten hierzu noch praeter necessitatem die Merkmale a_1, b_1, c_1 u. s. w. Diese müssen nach der lex parsimoniae wieder ausrangiert werden. Es sind nun zwei Kombinationen denkbar. Entweder bilden sie unter sich besondere Begriffe, oder sie treten mit Merkmalen der ersten Art zusammen. Im ersten Falle tritt zur Eliminierung des überflüssigen der Grundsatz „principia non sunt multiplicanda etc.“ in seiner ursprünglichen Fassung in Kraft, im zweiten Falle das Korollar desselben, welches uns jetzt beschäftigt. Ist der Begriff $A = a + b + c$, $A_1 = a_1 + b_1 + c_1$, so muß der ganze Begriff A_1 aufgegeben werden. Ist dagegen $A = (a + b + c) + (a_1 + b_1 + c_1)$, so muß der Begriff dadurch gesäubert werden, daß die in der letzten Klammer enthaltenen Merkmale fortfallen.

Der Grundsatz, den wir hier erwähnt haben, dürfte zum ersten Male von dem großen Scholastiker — oder sagen wir lieber Antischolastiker? — Wilhelm v. Occam aufgestellt worden sein.[1]) Er wird nicht müde, denselben in den verschiedensten Fassungen seinen Lesern zuzurufen. Mitunter sagt er einfach: „pluralitas non est ponenda sine necessitate“, gewöhnlich aber bestimmter und unserer Fassung näher kommend: „entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem.“ Man sieht, nur ein einziges, freilich

[1]) Vgl. J. E. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 3. Aufl. 1. Bd. S. 423 ff. Überweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 7. Aufl. 2. Bd, S. 260 ff.

entscheidendes Wort unterscheidet uns von ihm. Für „entia“ wird jetzt gesagt „principia“. Das ist der Unterschied der Zeiten. Im Mittelalter war man von der engen Beziehung des eigenen Denkens zur Objektivität, zur realen Außenwelt, so fest überzeugt, daß man glauben konnte, durch sein Denken die Wesen selbst gleichsam vervielfachen zu können. Denn dieses ist offenbar diejenige Ansicht, gegen welche WILHELM sich wendet. Sie wird vertreten von den — mittelalterlichen — Realisten, welche den Allgemeinbegriffen eine Existenz zusprachen, noch neben den einzelnen Dingen, deren Zusammenfassung sie bedeuten. Heute wissen wir, daß unser Denken auf die Wirklichkeit selbst keinen Einfluß auszuüben vermag. Nur unsere Begriffswelt kann es einfacher oder mannigfaltiger gestalten. Darum verbieten wir eine unnötige Vervielfältigung nicht der Wesen, sondern der Erklärungsprinzipien. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier die Rolle darzustellen, welche OCCAM selbst und sein Grundsatz im Kampfe gegen die Scholastik gespielt hat. Nach unserer Ansicht geht von ihm eine der großen Bewegungen aus, welche im philosophischen Denken eine neue Zeit herbeigeführt haben. Ja selbst der Umstand, daß die Fassung des uns jetzt beschäftigenden Axioms in der dargestellten Weise heute geändert werden muß, ist eine Folge seiner Wirksamkeit und der Wirksamkeit derjenigen, die nach ihm in demselben Sinne tätig waren. Wir wollen auch nicht die Frage aufwerfen, ob die Scholastik wirklich schon in jeder Beziehung überwunden ist. Wenn dieses nicht der Fall ist, wenn der Kampf zum mindesten gegen ihre Nachwirkungen noch heute nötig erscheint, so wird auch dem großen Prinzip OCCAMS darin eine Rolle zukommen müssen. Aber wir wollen auch die andere Seite der Sache nicht übersehen. Was die Scholastik erarbeitet hat, das ist nicht ohne weiteres alles schlecht und verwerflich. Auch sie war ein notwendiges Entwicklungsstadium des menschlichen Gedankenlebens. Wir werden manche ihrer positiven Resultate nicht aufgeben dürfen. Nur die Fassungen, in welchen sie uns dieselben darbietet, werden wir ändern müssen. Damit ist eine Schranke bezeichnet, welche dem Kampfe gegen die Scholastik gezogen ist, auch dem Kampfe gegen ihre Nachwirkungen, eine Schranke zugleich auch für die Grundsätze, mit welchen dieser Kampf geführt wird.

Damit sind wir angelangt bei der Frage nach dem Geltungsrecht und dem Geltungsbereich unserer lex parsimoniae. Wir sagten schon oben, daß wir kaum Einwürfe erwarten gegen ihre allgemeine Fassung, desto mehr aber gegen ihre Durchführung im Detail. Ersteres erscheint uns recht unwahrscheinlich, weil doch wohl niemand einige der von ihm aufgestellten oder doch wenigstens benutzten Erklärungsprinzipien für überflüssig oder auch nur für nicht unbedingt notwendig erklären dürfte. Dieses würde aber geschehen durch eine grundsätzliche Bestreitung unseres Axioms. Sollte sich gleichwohl jemand hierzu bereit finden, so müßten wir allerdings erklären, daß wir für eine Verständigung keine Aussicht sehen. Der Grundsatz: „principia non sunt multiplicanda praeter necessitatem“ ist nach unserer Auffassung eine oberste Norm für weite Gedankenkreise. Als solche ist er eines eigentlichen Beweises zwar nicht fähig, aber auch nicht bedürftig. Denn die minder allgemeinen Sätze, auf die er gestützt werden könnte, müssen umgekehrt aus ihm abgeleitet werden. Erheben sich betreffs solcher allgemeiner Prinzipien Kontroversen, so können diese kaum durch theoretische Erörterung erledigt werden. Vielmehr muß jeder von beiden Teilen seine eigenen Wege gehen. Ist der aufgestellte Grundsatz richtig, so wird er sich von selbst in dem wissenschaftlichen Tagewerke seiner Vertreter bewähren und damit durchsetzen. Ist er falsch, so wird er in den Einzeluntersuchungen auf solche Schwierigkeiten stoßen, daß er wieder aufgegeben werden muß.

Aber auch wenn man betreffs des obersten Prinzips einig ist, können sich bei den näheren Bestimmungen, die man notwendigerweise an ihm treffen muß, Verschiedenheiten der Ansichten erheben. In unserem Falle dürften diese sich anlehnen an den Ausdruck „necessitas“. Jede Richtung wird wahrscheinlich etwas anderes für notwendig erklären. Nach unserer Ansicht ist die Psychologie in ihrem ganzen Umfange eine empirische Wissenschaft. Deshalb verstehen wir auch die lex parsimoniae, soweit die Seelenlehre in Betracht kommt, in streng empiristischem Sinne. Nur was die Tatsachen uns lehren, darf angenommen werden. Die einzige Aufgabe der zur Erklärung verwendeten Begriffe besteht darin, die Gleichförmigkeiten in den psychischen Erscheinungen bezw. in den verschiedenen Gruppen derselben zusammen zu fassen.

Auch die weiteren Folgerungen, welche aus ihnen gezogen werden, müssen sich aufbauen auf diesen Gleichförmigkeiten. Sie müssen in jedem Stadium der Untersuchung an den Tatsachen geprüft werden. Sie sind Abstraktionen aus ihnen und dürfen deshalb nicht mehr enthalten, als diese.

Wir kommen hier wieder, wie schon häufig in dieser Untersuchung, in die wenig angenehme Lage, unsere Stellung zu grundlegenden erkenntnistheoretischen Fragen andeuten zu müssen, ohne sie doch in erschöpfender Weise darlegen zu können. Diese Schwierigkeit ist durch die Natur unseres Gegenstandes bedingt. Denn die Stellung zum Urteil, das ja selbst die logische Form ist, in der die Erkenntnis zum Ausdruck gelangt, ist, wie schon gesagt, bei allen Denkern auf das engste verbunden mit ihrer Stellung in erkenntnistheoretischen Fragen überhaupt. Andererseits bildet es doch ein so selbständiges Problem, daß seine Behandlung nicht einfach in anderen Untersuchungen mit abgemacht werden kann. Hier handelt es sich um die Stellungnahme zum Empirismus und zu der auf die Erfahrung gegründeten Forschung überhaupt. Jener ist die philosophische Weltanschauung, welche die Methoden und Ergebnisse dieser zu einem einheitlichen Weltbilde zusammenfaßt. Folgt man ihm ausschließlich, so muß man alle nicht-erfahrungsmäßigen Gedankenkreise verwerfen. Umgekehrt kann man zu ihm eine ablehnende Stellung einnehmen, ohne daß man deshalb die Berechtigung der empirischen Forschung überhaupt zu bestreiten braucht. Man erkennt sie alsdann an für jede Art von Einzeluntersuchung, nicht aber für die Gestaltung eines geschlossenen Weltbildes. Wir möchten unsererseits eine vermittelnde Stellung einnehmen. Nach unserer Ansicht vermag zwar der Empirismus für sich allein nicht eine Weltanschauung zu begründen. Aber er muß als ein Bestandteil in dieselbe eingehen. Ein bestimmtes Gebiet ist ihm bedingungslos zu reservieren, und auf diesem ist er mit allen seinen Konsequenzen durchzuführen. Was jenseits dieses Gebietes liegt, ist ihm verschlossen. Was jenseits dieses Gebietes liegt, ist ihm verschlossen. Hier dürfen ihm nicht die geringsten Konzessionen mehr gemacht werden. Sein Reich umfaßt nach unserer Ansicht sämtliche empirische Wissenschaften. Ihre Methoden und Ergebnisse hat er zu einem Gedankenbilde zusammenzufassen, das freilich nicht die gesamte philosophische

Weltanschauung, wohl aber einen der wichtigsten Teile derselben bildet. Dazu gehört auch die Psychologie in ihrem ganzen Umfange. Die Gedankenkreise, in welchen er nicht herrschen darf, möchten wir als die idealen im engeren Sinne bezeichnen. In der Philosophie werden sie vertreten durch die vier Disziplinen der Ästhetik, Ethik, Religionsphilosophie und Metaphysik.

Aus dieser Stellungnahme dürfte sich unsere spezielle Fassung der lex parsimoniae von selbst ergeben. In der Psychologie muß sie streng empiristisch sein. Auf den zuletzt erwähnten vier Gebieten würde sie, falls sie dort überhaupt gilt, nach anderen Grundsätzen gestaltet werden müssen. Andere würden die Grenzen anders ziehen. Sie würden nicht das ganze Gebiet der Seelenlehre der rein empirischen Behandlungsweise ausliefern wollen. Ganz besonders bilden das Urteil und die auf ihm aufgebauten früher sogenannten höheren Denkerscheinungen ein Streitobjekt. Wir erinnern hier an Lotzes Lehre vom beziehenden Denken, auf die wir später noch ausführlicher eingehen müssen.

Auch dieser Gegensatz der Meinungen ist ein so allgemeiner, daß eine Verständigung durch theoretische Erörterungen ausgeschlossen erscheint. Auch hier wird nur die tatsächliche Weiterentwickelung die Entscheidung bringen können. Jeder muß die Arbeit so betreiben, wie er sie für nötig hält. Wie in allem organischen Leben wird dann das Lebensfähige sich erhalten, das Lebensunfähige aber absterben. Wir unsererseits sind von der Notwendigkeit einer streng erfahrungsmäßigen Seelenlehre so fest überzeugt, daß wir auch im Falle eines völligen Mißlingens den Versuch der empirischen Untersuchung des Urteils bis zum äußersten wiederholen würden. Auf der anderen Seite vertrauen wir auch darauf, daß dieses Postulat empirischen Forschens allen Menschen gemeinsam ist, auch wenn sie es nicht ausdrücklich aussprechen. Wenn und insoweit die erfahrungsmäßige Untersuchung gelingen wird, wird sich auch die Erkenntnis von ihrer Notwendigkeit Bahn brechen. Die Meinungsverschiedenheiten, welche in allen diesen Fragen noch jetzt bestehen, haben nach unserer Ansicht darin ihren Grund, daß — speziell in den strittigen Problemen wie z. B. dem des Urteils — noch nicht genügend sichere empirische Einzelerkenntnisse vorliegen. Wenn wir diese gewinnen, so werden wir auch der Lösung der prinzipiellen Fragen am besten dienen. Somit

überlassen wir die Entscheidung einfach der zukünftigen Entwicklung unserer Wissenschaft.

Auch mit dem, was wir bisher ausführten, sind noch nicht alle möglichen Kontroversen betreffs der lex parsimoniae erschöpft. Auch bei gemeinschaftlicher prinzipiell empirischer Fassung derselben werden sich Differenzen der Ansichten erheben. Doch diese Meinungsverschiedenheiten können nur in der Untersuchung selbst und nicht in den methodischen Vorbetrachtungen zu derselben behandelt werden.

Für die Untersuchung des Urteils ist die lex parsimoniae von recht großer Bedeutung. Insbesondere werden wir auf sie zurückkommen müssen in der Kritik des Begriffes der psychischen Aktivität, der ein ganzes Kapitel gewidmet werden soll. Dieser Begriff hat in früheren Zeiten seine große Bedeutung besessen für die allgemeine Orientierung in unserem seelischen Geschehen. Infolgedessen spielt er auch in der Ethik eine nicht unwichtige Rolle. Wie diese Disziplin sich späterhin zu ihm stellen wird, braucht uns nicht zu kümmern. Für uns ist nur wichtig, daß er aus der Erfahrung nicht ableitbar ist, daß er also zu dieser etwas hinzubringt, was in ihr selbst nicht liegt. Dann aber muß er nach unserer Fassung der lex parsimoniae aus der Psychologie wieder ausgeschaltet werßen.

Kurz sei hier noch verwiesen auf den Gedanken, mit welchem wir unsere Darlegungen über die Selbstbeobachtung schlossen. Sie gestanden den nicht-empirischen Auffassungsweisen in der Psychologie ein relatives Bürgerrecht zu. Trotzdem besteht kein Widerspruch zu den hier gegebenen Ausführungen, nach welchen die Psychologie in ihrem ganzen Umfange der streng erfahrungsmäßigen Untersuchungsweise zu überantworten ist. Denn hier handelt es sich um die prinzipielle, also definitive Gestaltung der Sache, dort um eine provisorische, wenn auch vielleicht noch auf lange hinaus giltige Ordnung.

II. Kapitel.

Negative Beziehung zwischen Vorstellungen.[1])

Wir legen der Einheitlichkeit der Untersuchung wegen den folgenden Ausführungen dasselbe Beispiel zu Grunde, wie in der unten erwähnten Schrift:

Eines Tages ging ich am Ufer eines Flusses spazieren. Am gegenüberliegenden Ufer, doch eine ziemlich weite Strecke stromabwärts, erblickte ich eine Person, welche ich anfangs für eine Dame in einem gelblich-grauen Kleide hielt. Doch war die Wahrnehmung infolge der Entfernung nicht übermäßig deutlich. Darauf sah ich jedoch, daß die betreffende Person eine Karre von einer am Flusse liegenden Fabrik zu einem Kahne hin schob. Nun erkannte ich, daß es ein Arbeitsmann war, welcher eine Schürze von der bezeichneten Farbe trug.

Von den dabei durch innere Wahrnehmung gefundenen Vorstellungen ist folgende Darstellung gegeben worden:

1. Auffassung der gesehenen Person als einer Dame (Vorstellung „Dame").

2. Anblick des Karrenschiebens.

[1]) Zu den nächsten Kapiteln vergleiche die Schrift des Verfassers: „Die bewußte Beziehung zwischen Vorstellungen", Leipzig 1893. Die folgende Betrachtung will ausschließlich Prinzipien für die Erklärung des Urteils gewinnen. Alle anderen Fragen, welche mit dem in diesem Kapitel behandelten Probleme in Zusammenhang stehen, halten wir für erledigt durch die frühere Schrift.

3. Auffassung der gesehenen Person als eines Arbeitsmannes (Vorstellung „Arbeitsmann").

Wir verweisen auch hier wieder auf unsere Ausführungen über Selbstbeobachtung. Hiernach bedarf unser Beispiel, wie alle Daten der inneren Wahrnehmung, der Bestätigung anderer, um zur psychologischen Tatsache zu werden. Wenn jemand dasselbe kontrollieren will, so wird er ähnliche Vorgänge in seiner eigenen inneren Erfahrung aufsuchen müssen. Um die Auffindung zu erleichtern, sei hier auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß in unserem Beispiel eine Wahrnehmung, die sich im Bewußtsein ohne Unterbrechung befindet, in zwei verschiedenen Stadien des Vorganges verschieden gedeutet wird. Am leichtesten wird man derartige Erscheinungen finden, wenn man z. B. auf weite Entfernung oder bei ungenügender Beleuchtung festzustellen sucht, welcher Art ein gesehener Gegenstand sei. Ebenso werden Lokalisationsversuche auf dem Gebiete des Gehörssinnes leicht Beobachtungen ergeben, welche zur Kontrolle unseres Beispieles dienen können. Denn da die Fähigkeit, mittels des Ohres allein den Ausgangspunkt eines Tones oder Geräusches festzustellen, ziemlich gering ist, so werden Schwankungen in der Auffassung unausbleiblich sein. Kurz, jede aus irgend einem Grunde nicht gleich von vornherein ganz deutliche Wahrnehmung wird unter Umständen Beispiele, wie das von uns angeführte, liefern können.

Dagegen können wir mit der Erklärung des dargestellten Vorganges nicht warten, bis die Zustimmung der Mitarbeitenden eingetroffen ist. Das würde die Lösung unserer eigentlichen Aufgabe, die Untersuchung des Urteils, zu lange hinausschieben. Wir setzen demnach bei der folgenden Betrachtung voraus, daß unser Beispiel die Zustimmung der Mitarbeitenden, die es in Wirklichkeit erst sucht, bereits gefunden habe. Darin mag ein Übelstand liegen, weil ja die Anerkennung vielleicht zunächst versagt werden und deshalb eine Nachprüfung auch des Materials notwendig werden wird.

Die erste Eigentümlichkeit, welche schon eine oberflächliche Betrachtung an dem dargestellten Vorgange aufzeigen kann, würde sich vielleicht folgendermaßen bezeichnen lassen: Die erste Auffassung, daß die gesehene Person eine Dame sei, war falsch, die zweite, daß sie ein Arbeitsmann sei, war richtig. Aber die ge-

wöhnliche Ausdrucksweise unterscheidet hier nicht zwischen verschiedenen Gesichtspunkten, welche die Wissenschaft um jeden Preis auseinander halten muß. Wir können sagen, es ist hier eine metaphysische, eine psychologische und eine erkenntnistheoretische Anschauungsweise durcheinander geworfen. Die Worte „richtig" und „falsch" werden hier zu gleicher Zeit bezogen auf die Vorgänge in der Außenwelt, auf die Denkprozesse des urteilenden Individuums und auf das Verhältnis zwischen diesen beiden. Wir können für unsere Zwecke nur die zweite, die psychologische Betrachtung brauchen. Was in der „Objektivität" wahr und falsch ist, geht uns hier gar nichts an, und ebensowenig die Beziehung unseres Denkens auf diese Objektivität. Uns interessiert nur der Denkvorgang als solcher, die subjektive Seite des Problems, losgelöst von allen übrigen. In diesem Sinne sind für uns „richtig" Vorstellungen oder Auffassungen, welche der Denkende selbst für richtig erklärt. Falsch sind solche, die dem Denkenden selbst und zwar während des zu untersuchenden Gedankenprozesses als falsch erscheinen. Nur kurz verweisen wir hier auf die alte Definition des Urteils. Nach ihr ist es eine Denkerscheinung, die entweder wahr oder falsch ist. Der Zusammenhang der Frage, welche wir jetzt behandeln, mit dem Urteilsprobleme dürfte schon hieraus hervorgehen.

Welche Daten gibt uns die innere Wahrnehmung an die Hand, um festzustellen, was psychologisch wahr und falsch ist? Welche tatsächlichen Unterschiede bestehen zwischen der „falschen" Wahrnehmung unseres Beispiels („Dame") und einer richtigen Wahrnehmung, z. B. derjenigen des Tisches, der hier vor mir steht?

Wir stellen zunächst diejenigen Verschiedenheiten zwischen beiden Erscheinungen zusammen, welche zu einer Erklärung nicht ausreichen, wenn sie auch vielleicht etwas zu ihr beizutragen vermögen. Man könnte vielleicht den Unterschied zwischen beiden Fällen, der zugleich psychologisch den Gegensatz von „wahr" und „falsch" deutlich macht, suchen:

1. in dem Auftreten der beiden Vorstellungen (Dame und Tisch),
2. in den Empfindungen, die in ihnen enthalten sind,
3. in den reproduzierten Elementen, die nach den Gesetzen

der Wahrnehmungsbildung[1]) in die Vorstellungen selbst eingehen,

4. in der Reproduktion anderer Gebilde durch die Vorstellungen,

5. in Handlungen, welche durch sie ausgelöst werden,

6. in Aussagen, welche sich auf sie beziehen,

7. in dem gesamten Bewußtseinszustande, von welchem sie ein Teil sind. Wir wollen diesen „Glauben“ nennen, ohne damit irgend etwas über das Wesen dieses Zustandes zu präjudizieren.

Hinsichtlich der Art, wie beide Wahrnehmungen in dem Bewußtsein auftreten, vermögen wir keinen Unterschied zu erkennen. Es mag sein, daß die wissenschaftliche Erklärung der Vorgänge zur Zeit noch manche Lücke zeigt. Aber dieser Einwand würde beide Vorstellungen oder Wahrnehmungen, die falsche und die richtige, (Dame und Tisch) in gleicher Weise treffen. Er bezieht sich demnach nicht auf den Unterschied, der zwischen beiden besteht, und der uns hier allein beschäftigt. Dagegen sind die Empfindungen, aus welchen sich die beiden Wahrnehmungsvorstellungen zusammensetzen, verschieden nach Qualität, Intensität und Zahl. Dafür sind es eben zwei verschiedene Vorstellungen. Es würde in Betracht kommen der Umstand, der ja für beide Vorgänge überhaupt charakteristisch gewesen ist, nämlich, daß die gesehene Person ziemlich weit entfernt war, der Tisch dagegen sich in der Nähe befindet. Dadurch wird die Stärke der Empfindungen natürlich zu Ungunsten der Vorstellung „Dame“ beeinflußt. Sicherlich ist dieses von Bedeutung für den weiteren Verlauf der Sache und damit auch für den psychologischen Unterschied von Richtigkeit und Falschheit. Die größere Stärke der Empfindungen, die in eine Wahrnehmungsvorstellung eingehen, wird auch größere Gewähr für die Richtigkeit der in ihr enthaltenen Auffassung geben. Sie wird die Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese korrigiert werden muß, vermindern. Aber diese Vorbedingung der Richtigkeit — in

[1]) Wir fassen unter diesem Ausdrucke die Ergebnisse aller Untersuchungen zusammen, welche die Wahrnehmungsvorstellungen erklären wollen. Hierher gehört die ganze Lehre von den Empfindungen, welche die Bestandteile jener bilden. Ferner ist hierher zu rechnen die psychologische Untersuchung der räumlichen Anschauung, ferner z. B. B. Erdmanns Apperzeptionstheorie, die er in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie Bd. X. S. 307 ff. und in seiner Logik §§ 8—10 dargestellt hat, u. s. w.



psychologischem Sinne — ist mit der letzteren selbst nicht identisch. Deshalb reicht die Bezugnahme auf die Empfindungen zur Erklärung unseres Beispiels nicht aus.

Keine Vorstellung, auch keine Wahrnehmungsvorstellung, besteht ausschließlich aus Empfindungen. In sie alle treten auch reproduzierte Momente mit ein und machen den ungeordneten Empfindungskomplex erst zu einem geordneten einheitlichen Gebilde.[1]) Jedoch ist die Auffindung dieser assoziativen Elemente erst das Ergebnis einer ziemlich schwierigen psychologischen Analyse. Denn — wenigstens in unserem heutigen entwickelten Denken — treten sie nicht mehr als gesonderte Erscheinungen über die Schwelle des Bewußtseins, sondern verbinden sich schon unterhalb derselben mit den Empfindungen, auf welche sie sich beziehen. Deshalb werden die Verschiedenheiten, die in dieser Hinsicht zwischen den beiden Vorstellungen „Dame“ und „Tisch“ bestehen, auf das engste zusammenhängen mit den Verschiedenheiten der in ihnen enthaltenen Empfindungen. In einer richtigen Wahrnehmung wird die Verbindung der reproduzierten Elemente mit den letzteren eine innigere sein. Es werden deshalb nicht so leicht Änderungen an der betreffenden Vorstellung eintreten. Darin liegt abermals eine Garantie gegen die Für-falsch-Erklärung aber nicht eine Erklärung für das Wesen der letzteren selbst.

Etwas anders liegen die Verhältnisse dann, wenn man den Unterschied von Richtigkeit und Falschheit nicht durch Betrachtung der Wahrnehmungen selbst zu gewinnen trachtet, sondern durch Untersuchung der Wirkungen, welche sie innerhalb des menschlichen Gedankenlebens ausüben. Dabei bieten sich zunächst dar die Gesetze der Assoziation. Es können andere Vorstellungen durch jene Wahrnehmungen reproduziert werden. Derartige Wirkungen werden nun allerdings dazu beitragen können, die Richtigkeit oder Falschheit zu erkennen. Denn die Ideen, welche durch eine falsche Wahrnehmung reproduziert werden, werden in der Regel auch ihrerseits falsch sein und sich deshalb leicht in Widerspruch zu anderen Elementen des bewußten Lebens setzen. Aber einmal wird dieses keineswegs immer der Fall sein. Der Zug der Vorstellungen, der in irrige Bahnen eingelenkt war, wird unter

---

[1]) Vgl. B. Erdmann a. a. O.

Umständen sozusagen sich von selbst korrigieren können, ohne daß dieses dem Denkenden ausdrücklich zum Bewußtsein kommt. Wichtig ist dagegen, daß die Anhaltepunkte für eine Richtig- oder Falscherklärung nicht mit dieser letzteren selbst identisch sind. Die Assoziationen können deshalb den Unterschied zwischen wahren und falschen Urteilen — in psychologischem Sinne — wohl vorbereiten. Aber sie selbst gehören nicht zu diesen Prozessen. Außerdem finden sich in unserem Beispiele reproduzierte Momente als selbständige Phänomene gar nicht. Sie kommen nur als Bestandteile der Wahrnehmungsvorstellungen vor. Diese sind allein Träger der Vorgänge. Das dürfte auch das ursprüngliche sein. Denn die reproduzierten Vorstellungen haben sich aus den Wahrnehmungsvorstellungen erst entwickelt. Nun werden sich freilich die Verhältnisse, welche an diesen konstatiert sind, auch an jenen wiederfinden. Indessen ist das nicht dasjenige, was wir hier meinen. Hier handelt es sich um die Frage, ob der psychologische Unterschied von wahr und falsch in Vorgängen der Reproduktion zu suchen sei. Dies müssen wir auf Grund der vorstehenden Erwägungen bestreiten.

Ähnlich liegen die Verhältnisse, wenn Handlungen an den wahrgenommenen Gegenständen ausgeführt werden. Hierfür ist die Richtigkeit der Wahrnehmung die Voraussetzung. Ist diese falsch, so wird sich das eben im weiteren Verlaufe herausstellen müssen. Aber in letzter Instanz wird die Richtigkeit oder Falschheit einer Auffassung nicht durch die Handlung selbst erwiesen, sondern durch die von ihr hervorgerufenen Veränderungen an dem Empfindungs- und Vorstellungsmaterial. Nur durch diese kommt die Bedeutung der Handlung dem Handelnden selbst zum Bewußtsein. Nur an ihnen kann er die Zuverlässigkeit oder Unzuverlässigkeit seiner bisherigen Auffassung erkennen. Für eine psychologische Untersuchung wird es daher auch genügen, sich an diese Änderungen zu halten, ohne den äußeren Akt der Handlung selbst weiter zu berücksichtigen.

Etwas anders wird unser Urteil lauten müssen über die beiden letzten Arten der Erklärung, die auf unser Beispiel Anwendung finden können. Man kann den Unterschied zwischen richtigen und falschen Wahrnehmungen finden in den Aussagen, welche sich auf sie erstrecken, oder in dem psychischen Gesamtzustande, von

welchem sie ein Teil sind. Die Worte bezw. Wortvorstellungen, welche beim Aussprechen oder beim sprachlichen Denken in die Erscheinung treten, gehorchen den Gesetzen der Assoziation. Ob aber von dem Inhalte, dem Ausdruck verliehen wird, dasselbe gilt, ist eine andere Frage. Jedenfalls haben wir ein Bewußtsein von den Verschiedenheiten, die zwischen beiden Beispielen obwalten. Populär würde man das etwa folgendermaßen ausdrücken können: Der Glaube an das Vorhandensein des Tisches bezw. der Dame ist in beiden Fällen vorhanden. Aber er ist in jenem stärker als in diesem. Aber nach unserer Ansicht liegt darin keine Erklärung, sondern nur eine Bezeichnung des Problems, welches zu behandeln ist. Es fragt sich eben, ob neben der Verschiedenheit der Empfindungen und der Assoziationen noch andere tatsächliche Unterschiede sich werden feststellen lassen. Dann wird von diesen aus der Gegensatz gedeutet werden müssen, der zwischen den Aussagen über wahre und falsche Wahrnehmungen, und auch derjenige, der zwischen den mit beiden verbundenen Glaubenszuständen besteht. Nicht aber darf umgekehrt die Differenz zwischen richtigen und falschen Sinnesvorstellungen erklärt werden aus dem Unterschiede der Aussage und des Glaubens. Dadurch würde man das einfachere von dem komplizierteren aus zu deuten versuchen, während die empirische Forschung den umgekehrten Weg zu gehen hat.

Dagegen hebt sich unser Beispiel durch eine ganz bestimmte Eigentümlichkeit ab von ähnlichen Vorgängen, insbesondere von denjenigen, auf welche sich die Gesetze der Assoziation stützen. Sie besteht nicht in dem Auftreten der Vorstellungen, auch nicht in ihrem Verhalten während des bewußten Zustandes. Vielmehr ist es das Verschwinden der Vorstellung „Dame“, welches wir ins Auge fassen müssen. Auch hängt dieses auf das engste zusammen mit dem Umstande, daß die mit ihr verbundene Auffassung sich als „falsch“ herausgestellt hat. Denn die „richtigen“ Vorstellungen treten mit allen ihren Bestandteilen zugleich unter die Schwelle des Bewußtseins, wie sie ja auch mit allen zugleich über dieselbe getreten sind. Die Wahrnehmung „Tisch“ bleibt so lange, als ich die Augen auf den betreffenden Gegenstand richte. Dann verschwindet sie vollständig. Das gleiche gilt mutatis mutandis auch von den Gedächtnis- und von den Phantasievorstellungen. Von der Wahrnehmung „Dame“ dagegen bleibt ein Teil im Bewußtsein,

nämlich derjenige, der ihr mit der Vorstellung „Arbeitsmann“ gemeinsam ist. Alles übrige verschwindet. Das ist ein Vorgang, der sich deutlich von allen ähnlichen unterscheidet und deshalb auch eine besondere Erklärung fordert.

Aber nicht nur in der Art ihres Zurücktretens ist die Wahrnehmungsvorstellung „Dame“ für unser Beispiel charakteristisch, sondern auch in dem Verhalten, das sie nachher zeigt. Sobald ich die Augen auf den hier vor mir stehenden Tisch richte, kann die Vorstellung desselben wieder in mein Bewußtsein treten, auch wenn sie noch so lange aus demselben verschwunden war. Das kann die Wahrnehmung „Dame“ nicht. Sie muß unterhalb der Schwelle des Bewußtseins bleiben. Nur eine abermalige Änderung der ganzen Verhältnisse würde sie von neuem über dieselbe erheben können. Ich könnte ja beispielsweise wieder irgend etwas bemerken, was auch die Vorstellung „Arbeitsmann“ unmöglich machen würde. Dann hätte die Auffassung, daß die gesehene Person eine Dame sei, doch wieder Aussichten, angenommen zu werden. Oder es könnte mir einfallen, daß unter den gerade vorliegenden Umständen doch eine Dame einen Karren schieben könnte. Beides ist ja nicht eingetreten. Aber ohne eine solche Änderung würde ein Wiederauftreten der Auffassung „Dame“ nicht möglich sein. Die uns bekannten Gesetze der Wahrnehmungsbildung und der Assoziation würden nicht ausreichen, sie wieder über die Schwelle des Bewußtseins zu heben.

Daß auch diese Eigentümlichkeit in engem Zusammenhange steht mit dem logischen Gegensatze, den wir untersuchen, sei nur kurz hervorgehoben. Eine falsche Auffassung will natürlich niemand haben. Eine Ansicht ablehnen und sie für falsch erklären ist ja ganz derselbe seelische Vorgang. Ein als unrichtig erkannter Gedanke wird nur durch Änderung des ganzen Bewußtseinszustandes wieder zur Annahme gebracht werden können.

Das eigenartige Verhalten der Vorstellung „Dame“ wird durch den Zusammenhang unseres Beispiels vollständig begreiflich gemacht. Es ist veranlaßt worden durch den „Anblick des Karrenschiebens“. Diese Vorstellung ist abstrakter als die beiden anderen, mit denen sie zusammen angeführt ist. Eine Dame oder einen Arbeitsmann kann man sehen und sich vorstellen, ohne weiteres hinzuzudenken. Sie sind etwas Konkretes für sich. Das ist mit

dem Karrenschieben nicht der Fall. Wir müssen immer jemanden vorstellen, der die Tätigkeit ausübt. Wenn es nun trotzdem in der Analyse des Gedankenverlaufes als eine selbständige Vorstellung bezeichnet worden ist, so ist damit gesagt, daß die dazu gehörige Person eine zwar kurze, aber doch wahrnehmbare Zeit hindurch unbestimmt blieb.

Die Möglichkeit ist freilich zuzugeben, daß in Fällen, wie dem unsrigen, die beiden Vorstellungen „Karrenschieben" und „Arbeitsmann" so schnell nacheinander ins Bewußtsein treten, daß ein zeitlicher Unterschied zwischen ihnen überhaupt nicht mehr zu erkennen ist. Dann liegt eine Verkürzung des ursprünglichen Vorgangs vor. Diese Erscheinung ist uns von anderen Gebieten her wohl bekannt. Sie wird bewirkt durch die Übung, wie sie zahlreiche vorhergehende gleiche oder ähnliche Erfahrungen uns gewähren. Dieser Umstand ist hier von Wichtigkeit, weil man ja behaupten könnte, die beiden Vorstellungen Nr. 2 und Nr. 3 hätten von vorn herein ein einheitliches Gebilde ausgemacht, nämlich die Gesamtvorstellung „karrenschiebender Arbeitsmann". Eine solche Auffassung ist abhängig von der Art und Weise, wie man die Grenzen der Einzelvorstellung zieht. Diese Frage ist in unserer Wissenschaft nicht allzu häufig behandelt worden. Wir stellen unsererseits den Grundsatz auf, daß nur solche Denkerscheinungen, welche gleichzeitig im Bewußtsein sind, Bestandteile einer und derselben Vorstellung sein können, nicht aber notwendigerweise sein müssen. Zweitens ist nach unserer Ansicht der einheitliche Charakter einer Vorstellung abhängig von der einheitlichen Wirkung aller ihrer Bestandteile im Denkzusammenhange. Es bieten sich hierbei zunächst dar die Erscheinungen der Assoziation und Reproduktion, weil diese allein uns völlig gesichert erscheinen. Kann also eine Vorstellung c weder durch a noch durch b allein reproduziert sein, sondern nur durch beide zugleich, so können diese beiden als Bestandteile der komplexen Vorstellung $(a + b)$ angesehen werden. Dieselbe Rolle wie die Assoziationsvorgänge würden auch alle anderen Denkprozesse spielen können, wenn sie bereits sicherer konstatiert wären.

In unserem Beispiele werden diejenigen Bestandteile der Wahrnehmungsvorstellung „Arbeitsmann", welche dieser nicht mit der Vorstellung „Dame" gemeinschaftlich sind, durch den „Anblick des

Karrenschiebens" reproduziert. Da derselbe demnach eine selbständige Wirkung im Gedankenzusammenhange ausübt, so muß er auch als eine selbständige Vorstellung angesehen werden. Das gilt auch für den Fall, daß nicht, wie es in unserem Beispiele möglich gewesen ist, eine Zwischenzeit zwischen beiden Erscheinungen sich beobachten läßt.[1])

An der Wahrnehmungsvorstellung „Arbeitsmann" ist charakteristisch, daß sie nicht mit einem Male in das Bewußtsein getreten ist. Blicke ich beispielsweise hier auf den Tisch vor mir, so tritt die Vorstellung desselben mit allen ihren Bestandteilen zugleich in mein Bewußtsein ein. Und wenn man davon den „Glauben", daß dieser Gegenstand ein Tisch sei, noch unterscheiden will, nun so tritt eben dieser auch zugleich mit auf. Wie der Zusammenhang unseres Beispiels dartut, ist das Verhalten der Vorstellung „Arbeitsmann" abhängig von den Erscheinungen, die die Wahrnehmung „Dame" zeigt. Deshalb braucht auch von dem Gebilde, welches sie ablöst, nur noch ein Teil neu hinzuzukommen. Es bleibt nun noch übrig, für die charakteristischen Merkmale derjenigen Gruppe von Erscheinungen, von welcher unser Beispiel ein Typus sein soll, einen entsprechenden erklärenden Begriff einzuführen. Wir verwenden dazu den Begriff „negative Beziehung zwischen Vorstellungen" und haben nunmehr auseinanderzusetzen, was wir unter demselben verstanden wissen wollen.

1. Eine Beziehung kann immer nur zwischen zwei Dingen vorhanden sein. Spricht man von einer solchen, die zwischen mehr als zwei Gegenständen, Personen, Vorgängen u. s. w. besteht, so dürfte ein verkürzter Ausdruck vorliegen. In Wirklichkeit dürfte dann immer eine Mehrzahl von Beziehungen vorhanden sein, von denen jede nur zwischen zwei Gebilden besteht. In unserem Falle nun sind die zwei Dinge, zwischen denen die Beziehung hergestellt wird, zwei Vorstellungen, nämlich „Dame" und „Karrenschieben". Unser Ausdruck besagt, daß die beiden Vorstellungen nicht isoliert

---

[1]) Vgl. Horwicz, Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage II, 1, S. 157. Külpe, Psychologie S. 287. Schumann, Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane Bd. XVII S. 121. Liebmann, Psychologische Aphorismen, Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, 101. Bd. S. 36 ff. Scripture, Zur Definition einer Vorstellung, Philosophische Studien Bd. VII S. 217 ff.

nebeneinander bestehen oder aufeinander folgen, sondern in irgend einem Verhältnisse zueinander stehen. Daß dieses der Fall ist, ergibt sich, wie wir meinen, aus dem Zusammenhange unseres Beispiels. Im übrigen empfiehlt sich uns der Begriff „Beziehung“ gerade durch seine Unbestimmtheit. Durch diese wird es vermieden, daß in ihm Merkmale mitgedacht werden, die entweder Anstoß erregen können, oder wenigstens in den zu erklärenden Tatsachen nicht enthalten sind. Zu den ersteren gehört vor allem das Verhältnis der Kausalität auf psychischem Gebiete. Sagen wir: der Anblick des Karrenschiebens war die Ursache davon, daß die Vorstellung „Dame“ verschwand, von der Vorstellung „Arbeitsmann“ abgelöst wurde und nicht wieder in das Bewußtsein eintreten konnte, so ist eine solche Ausdrucksweise einwandsfrei, so lange sie nur eine allgemeine Orientierung betreffs unseres Vorganges liefern soll. Wenn sie dagegen eine wissenschaftlich exakte Erklärung desselben geben soll, so ruft sie alle Bedenken gegen sich auf, die gegen die Kausalität auf psychischem Gebiete erhoben sind.[1]) Um diesen gerecht zu werden, würde man den verwendeten Begriffen erhebliche Einschränkungen hinzufügen müssen. Dadurch würden sie doch schließlich die Unbestimmtheit annehmen, die unsere „Beziehung“ von Hause aus an sich trägt. Auf der anderen Seite unterscheidet sich die letztere vorteilhaft von anderen Ausdrücken, wie Hemmung oder Verdrängung der Vorstellungen. Denn diese Ausdrücke gehören ursprünglich dem Gebiete des räumlichen Geschehens an. Werden sie von diesem aus auf psychische Erscheinungen übertragen, so kann dieses nur auf dem Wege der Analogie geschehen. Dabei kann es nur zu leicht geschehen, daß sie Merkmale aus ihrem ursprünglichen Anwendungsbereiche beibehalten. Das ist aber unzulässig. Denn dadurch wird in die Tatsachen etwas hineingetragen, was in ihnen selbst nicht liegt. Streicht man aber diese Merkmale, so wird dadurch der Begriff selbst so abstrakt werden, daß seine ursprüngliche Fassung gar nicht wieder zu erkennen ist. Dann aber scheint es uns besser zu sein, lieber beim Beginne der Erklärung abstrakte Begriffe zu wählen und sie dann erst durch Anwendung auf das psychologische Tatsachenmaterial mit konkretem Inhalte zu erfüllen.[2])

---

[1]) Vgl. u. a. F. A. Lange a. a. O. S. 700 ff.

[2]) Der Begriff der Hemmung ist auf das psychologische Gebiet zuerst von

Bei solchen Grundsätzen der Begriffsbildung würde für uns außer dem Ausdrucke „Beziehung" nur noch etwa der andere: „Verhältnis" in Betracht kommen. Derselbe würde deswegen gewisse Vorzüge haben, weil er in der Terminologie unserer Wissenschaft noch keine Verwendung gefunden hat. Ein „Gesetz der Beziehung" hat Höffding aufgestellt. Er versteht darunter die Veränderungen, die eine Empfindung oder Vorstellung durch das Zusammentreffen mit anderen erfährt, also z. B. die Wirkungen des Kontrastes. Ein „Gesetz des Verhältnisses" gibt es dagegen unseres Wissens noch nicht. Trotzdem ziehen wir den Ausdruck „Beziehung" vor. Denn unserem Sprachgefühle nach bedarf er nicht so unmittelbar einer konkreten Ergänzung als die Bezeichnung „Verhältnis". Man kann wohl sagen: ich stehe zu jemandem in Beziehung. Sagt man aber: ich stehe zu dem und dem in einem Verhältnisse, so erwartet man die nähere Bestimmung desselben. Für unsere Zwecke erscheint der abstrakteste Ausdruck am besten, da er am wenigsten Merkmale anders woher mitbringt und deshalb

---

Herbart angewendet worden. Vgl. hierzu insbesondere: Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik, erster Teil (W. W. ed. Hartenstein Bd. 5) S. 322 ff. Eine eigentliche Definition der Hemmung gibt Herbart nicht. Vielmehr geht er ohne eine solche über zu dem Gedanken der „gegenseitigen Hemmung entgegenstehender Vorstellungen". Dadurch gelangt er zu der Auffassung, „daß nur im Zusammentreffen die Vorstellungen Kräfte werden." Diese bildet für ihn dann die Grundlage für die Statik und Mechanik des Geistes. Dabei sind die beiden wichtigsten Begriffe der der Hemmungssumme und der des Hemmungsverhältnisses. Ihnen dient der größte Teil der von Herbart aufgestellten psychologisch-mathematischen Formeln. Charakteristisch für den Unterschied zwischen seiner und unserer Auffassung der Psychologie ist der Satz (a. a. O. S. 319): „Wohin die Erfahrung nicht reicht, das läßt sich gleichwohl sehr häufig durch Spekulation erreichen." Darin liegt denn auch, abgesehen von den räumlichen Merkmalen, die sein Begriff der Hemmung an sich trägt, der wichtigste Grund, weshalb wir ihm in unserer Frage nicht zu folgen vermögen. Wohl würde das Beispiel „Dame—Arbeitsmann" durch Herbarts Hemmungsbegriff zu erklären sein. Aber unter denselben fällt außerdem noch eine große Zahl anderer psychischer Erscheinungen, die von ihm total verschieden sind. Darin sehen wir einen Überrest von dem deduktiven Verfahren des spekulativen Philosophen. Der empirische Psychologe muß sich mehr an einzelne Tatsachen halten. Schon am Beginn der Arbeit wurde erwähnt, daß Wundt in der neuesten Fassung seines Apperzeptionsbegriffes den Gedanken der Hemmung auf diesen und damit auch indirekt auf das Problem des Urteils angewendet hat. Vgl. zu dem vorliegenden Begriffe noch Herbart, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, 5. Aufl. ed. Hartenstein S. 294, ferner Lehrbuch zur Psychologie, 3. Aufl. ed. Hartenstein S. 15 ff.

am leichtesten durch seine Anwendung auf die psychologischen Tatsachen seine definitive Bedeutung gewinnen kann.

2. Zu dem Worte „Beziehung“ fügen wir als einzige nähere Bestimmung das Adjektivum „negativ“ hinzu. Der nächste Zweck hiervon ist natürlich, einen Begriff zu gewinnen, der sich dem Gedächtnis leicht einprägt und deshalb für die Erklärung bequem verwendet werden kann. Die Wahl der Bezeichnung selbst muß dagegen durch sachliche Gründe geleitet werden. Das Wort „negativ“ ist in seinem eigentlichen Sinne verwendet worden in der Mathematik, der Grammatik und der Logik. Wo es in anderen Wissenschaften gebraucht wird, wie z. B. in der Physik, ist seine Bedeutung eine übertragene. Dieses gilt auch von der Psychologie, insbesondere von der psychologischen Erforschung des Gedankenlebens. Die Bedeutung des Ausdruckes muß gewisse Änderungen erfahren, die sich aus der Natur der zu erforschenden Erscheinungen ergeben. Andererseits aber dürfen diese Verschiebungen nicht so weit gehen, daß ein gänzlich heterogener Begriff entsteht. Für den Ausdruck „negativ“ ist unbedingt wesentlich der Gegensatz zu „positiv“. Wendet man nun beide Bezeichnungen auf das Gedankenleben an, so lassen sich die einzelnen Gruppen von Erscheinungen unschwer unter diese beiden Kategorien einordnen. Wenn wir das Auftreten einer Vorstellung im Bewußtsein ein positives Phänomen nennen, so würde das Verschwinden derselben zu der negativen Seite des Gedankenlebens gehören. Eine positive Erscheinung würden wir ferner die Möglichkeit nennen, daß eine Vorstellung reproduziert wird. Die negative Kehrseite dazu würde dann das Fortfallen dieser Möglichkeit sein, also das Vergessen. In unserem Falle jedoch, in Verbindung mit unserem Begriffe der Beziehung, scheint uns das Wort „negativ“ eine besonders markierte Bedeutung zu besitzen. Denn die Vorstellung, welche aus dem Bewußtsein herausgetreten ist, kann auch wieder in dasselbe hineinkommen, nämlich durch Reproduktion. Ihr Verschwinden braucht kein dauerndes zu sein. Ferner können auch die Hemmungsgründe, welche eine Reproduktion verhindern, aufhören oder durch ihnen entgegenwirkende Erinnerungshilfen unwirksam gemacht werden. Das Vergessen kann durch ein erneutes Wiedererinnern abgelöst werden. Aber in unserem Beispiele kann, wie oben dargelegt worden ist, die Vorstellung „Dame“ nicht wieder hervortreten.

Nur hier ist die Negation eine vollständige. Einzig und allein durch eine Änderung der ganzen Verhältnisse könnte eine abermalige Korrektur der Auffassung herbeigeführt werden. In diesem Falle würde die ursprüngliche Wahrnehmung doch wieder Platz gewinnen können. Aber auch dann bliebe in unserer Bezeichnungsweise die Analogie zu mathematischen, grammatischen und logischen Verhältnissen gewahrt. Denn auf allen diesen Gebieten ergibt die Negation einer Negation eine Position. Dem würde es ziemlich genau entsprechen, wenn in unserem Falle die Wirkung der ersten negativen Beziehung durch die Wirkung einer zweiten wieder aufgehoben würde, so daß die resultierende Vorstellung des ganzen Prozesses doch wieder die ursprüngliche Auffassung wäre.

Seinen Inhalt kann der Begriff nur entnehmen aus den Tatsachen, welche er erklären soll. Er soll nur ein Ausdruck sein für die der betreffenden Gruppe von Erscheinungen eigentümlichen Eigenschaften. Deshalb haben wir bei der Analyse unseres Beispiels stets auf die charakteristischen Züge desselben hingewiesen. Es sind dieses zugleich diejenigen, die es zu einem Typus für eine ganze Klasse von Vorgängen machen, ihm mit anderen, ähnlichen gemeinschaftlich sind. Der Begriff der negativen Beziehung soll seinerseits aber nur diejenigen Merkmale zusammenfassen, welche nach den bisher allgemein anerkannten psychologischen Gesetzen nicht erklärbar sind. Zu den letzteren gehören nach unserer Ansicht wie schon gelegentlich angedeutet worden ist, nur die folgenden: 1. die Gesetze der Wahrnehmungsbildung, 2. die Assoziationsgesetze. Alle übrigen, unter denen wir beispielsweise die Gesetze der Hemmung (Herbart, Münsterberg) und der Apperzeption (Wundt, Külpe) erwähnen, sind bisher nur von einzelnen Forschern oder Schulen vertreten worden. Unter den angedeuteten Einschränkungen bleibt für unsere „negative Beziehung“ zu erklären übrig:

1. Das Verschwinden eines Teils der Wahrnehmungsvorstellung „Dame“, nachdem die Vorstellung „Karrenschieben“ über die Schwelle des Bewußtseins getreten ist.

2. Die Unmöglichkeit, daß die Wahrnehmungsvorstellung „Dame“ caeteris paribus wieder in das Bewußtsein eintreten könne.

In zweiter Linie könnte noch die Verzögerung in der Bildung der Wahrnehmungsvorstellung „Arbeitsmann“ hierher gerechnet werden.

Nur für diese Eigentümlichkeiten soll die „negative Beziehung" den bezeichnenden Ausdruck bilden. Durch diese Beschränkung, welche wir der Fassung unserer „negativen Beziehung" auferlegt haben, glauben wir die beiden schwersten Fehler vermieden zu haben, die bei der Begriffsbildung möglich sind. Wir hoffen eine Bezeichnung gefunden zu haben für psychische Vorgänge, die der Erklärung durch die bisher allgemein anerkannten Gesetze der Wahrnehmungsbildung und der Assoziation Trotz bieten. Auf der anderen Seite hoffen wir auch der lex parsimoniae Genüge geleistet uud von unserem Begriffe der negativen Beziehung alle Merkmale fern gehalten zu haben, zu deren Annahme die Tatsachen selbst nicht zwingen.

Wir haben in dem jetzt zu Ende gehenden Kapitel unser Beispiel (Dame — Arbeitsmann) untersucht, ohne unsere eigentliche Aufgabe, die Erforschung des Urteils dabei mit zu erwähnen — von wenigen gelegentlichen Bemerkungen abgesehen. Das entspricht unserer Ansicht nach der Würde, die jedes wissenschaftliche Problem in Anspruch nehmen muß. Mag dasselbe auf den ersten Anblick noch so unbedeutend erscheinen, so verlangt es doch Berücksichtigung und braucht das Recht auf einen solchen Anspruch nicht erst auf andere Probleme zurückzuführen. Der Wissenschaft ist in diesem Sinne nichts zu unbedeutend. Aber damit streitet nicht, daß wir selbst während der jetzt zu Ende gehenden Betrachtungen den Zusammenhang mit der Untersuchung des Urteils stets im Auge behalten haben. Und jetzt möchten wir auch das nachholen, was wir bisher absichtlich unterlassen haben. Wir möchten darlegen, was wir für die Erklärung des Urteils von dem gewonnenen Prinzip erwarten.[1]) Zum Verständnisse des folgenden erinnern wir wieder an die alte aristotelische Definition des Urteils.

---

[1]) Das Folgende soll einen kurzen Auszug aus dem ausführlicheren Werke des Verfassers, der „Analyse des Urteils", geben, und zwar von Kapitel 3—6. Wir bitten jedoch zu bedenken, daß es sich zur Zeit nur um die Erklärung der elementarsten Formen des sprachlich fixierten Urteils handeln kann. Für das psychologische Verständnis des komplizierteren, zeitlich und genetisch späteren Denkens, wie es sich etwa beim Forscher oder Künstler findet, fehlen unserer Ansicht nach augenblicklich noch alle Prämissen. Der Standpunkt, den wir ins Auge gefaßt haben, ist der des einfachen Mannes oder der des Kindes, das soeben erst gelernt hat, seine Gedanken in der Sprache auszudrücken. Alle Vorstellungen, die in die Urteile eingehen, sind so konkret als möglich zu denken.

Sie ist wohl die einzige, die niemals Widerspruch erfahren hat. Danach ist es eine Denkerscheinung, welche entweder wahr oder falsch ist. Wir erinnern ferner daran, daß wir die beiden letzteren Bezeichnungen hier ausschließlich in psychologischem Sinne verwenden. Danach ist „wahr“ und „falsch“, „richtig“ und „unrichtig“ dasselbe wie „für wahr oder für richtig, für falsch oder für unrichtig erklären“. Die Bedeutung aller dieser Bezeichnungen für die Objektivität, die Außenwelt u. s. w. geht die Seelenlehre gar nichts an. Sie interessiert einzig und allein die Erkenntnistheorie und event. die Metaphysik. Ebenso haben wir hier nicht danach zu fragen, ob jene Denkerscheinungen den für sie gültigen Normen gemäß sind. Das hat allein die Logik zu entscheiden. Die Psychologie hat die Für-wahr-erklärung und die Für-falsch-erklärung einfach als Tatsachen zu untersuchen. Sie beschränkt sich durchaus auf das subjektive Gedankenleben. In diesem Sinne bitten wir es zu verstehen, wenn wir in der Folge der Kürze wegen mitunter einfach von wahr und falsch sprechen.

Gäbe es nun bloß richtige Ansichten, so wüßten wir nicht, wodurch sich die Urteilsprozesse von den Reproduktionsphänomenen, von den Gedächtnis- und Phantasievorstellungen unterscheiden sollten. Sie würden denselben mechanischen Charakter zeigen, wie diese, sie würden sich einfach nach den Gesetzen der Assoziation vollziehen. Nun gibt es aber auch falsche Urteile. Diese werden verworfen, korrigiert, ja mitunter von dem Urteilenden selbst, noch ehe sie die Schwelle des Bewußtseins ganz überschritten haben, unterdrückt. Diese können nach den Gesetzen der Wahrnehmungsbildung und der Assoziation, die allein bisher allgemeine Anerkennung in der Seelenlehre gefunden haben, nicht erklärt werden. Dadurch ist uns ein Problem gestellt, das unbedingt eine Lösung erfordert. Ehe diese nicht gefunden ist, können wir nicht hoffen, für das Verständnis des Urteils etwas zu leisten.

Es ist nun ein Grundsatz jeder empirischen Untersuchung, in der Erklärung von den einfachsten Erscheinungen auszugehen und von ihnen aus zu den komplizierteren aufzusteigen. Das ist der Grund weshalb wir das Beispiel „Dame — Arbeitsmann“ so genau analysiert haben. Es ist nunmehr zu zeigen, was hierdurch gerade für die Erklärung der — in psychologischem Sinne — falschen Urteile gewonnen worden ist.

Wir pflegen die Konstatierung einer Unrichtigkeit als Kritik zu bezeichnen.[1]) Für die Seelenlehre ist es gleichgültig, ob das Objekt der letzteren ein äußerer Gegenstand oder Vorgang (z. B. eine Handlung meines Mitmenschen), die Ansicht eines anderen oder aber ein Gebilde ist, das ausschließlich in meinem eigenen Gedankenleben sich befindet. Diese Unterschiede bedingen allerdings eine Verschiedenheit in den Vorstellungen, welche in die Kritik eingehen. Insbesondere wird die Entstehung derselben hierdurch verschiedenartig gestaltet. Dagegen haben sie keineswegs Einfluß auf den Vorgang des Kritisierens selbst, wie er sich in meinem Bewußtsein vollzieht. Mit dieser Auffassung treten wir in einen gewissen Gegensatz zu dem Sprachgebrauche des täglichen Lebens. Dieser denkt — wenigstens in der Regel — bei dem Worte Kritik an einen Akt, der sich gegen außer mir Befindliches, insbesondere gegen andere Menschen richtet. Ferner müssen wir zum Zwecke der Orientierung die einfachste Erscheinung des kritischen Denkens aufsuchen, welche uns überhaupt zugänglich ist. Diese finden wir in der „kritischen Berichtigung". Allerdings enthält nicht jede Kritik eine Berichtigung. Auf der heute erreichten hohen Entwicklungsstufe des Denkens verhalte ich mich unter Umständen auch kritisch, wenn ich z. B. eine Ansicht vollständig annehme, ein Kunstwerk durchaus lobe. Wenn wir das erste Beispiel betrachten, so finden wir, daß nicht jeder derartige Vorgang in die jetzt behandelte Gruppe von Phänomenen gehört. Das Kind, welches den Äußerungen seiner Eltern oder Lehrer ohne Vorbehalt zustimmt, verhält sich nicht kritisch. Es unterliegt schlechterdings dem Zwange, den die Meinung der Erwachsenen auf seine Gedankenbildung ausübt. Die Möglichkeit, daß es auch anders urteilen könnte, kommt ihm gar nicht zum Bewußtsein. Dagegen gehört zum kritischen Denken der gleiche Akt des Sachverständigen, der auf eingehender Erwägung beruht. Er hat seine Gründe für seine Zustimmung. Diese verhindern eine andere Entscheidung, welche von vornherein für ihn ebenso möglich gewesen wäre. Das ist aber ein hoch komplizierter Vorgang. Er setzt bereits eine große Zahl von Erfahrungen gerade auf dem in Frage kommenden

[1]) Das Folgende gibt den Inhalt des dritten Kapitels der „Analyse des Urteils" wieder.

Gebiete voraus. In ihm wird deshalb die einfachste Form des kritischen Verhaltens nicht gefunden werden können.

Aber ebensowenig ist sie zu suchen in den Phänomenen der vollständigen Ablehnung. Wir fassen dieses Wort hier auf in seiner umfassendsten Bedeutung. In dieser bezeichnet es nicht bloß die Verweigerung der Zustimmung, sondern auch die Verweigerung jeder Beschäftigung mit dem betreffenden Gegenstande. Wohl pflegt der Sprachgebrauch des täglichen Lebens hier von einer Kritik zu reden, wenn jemand eine Ansicht in Bausch und Bogen verwirft, ohne auf sie näher einzugehen, oder wenn er ein Kunstwerk in allen seinen Teilen, nach jeder Richtung hin tadelt. Aber wie unzuverlässig eine solche Art und Weise der Bezeichnung ist, ergibt sich schon daraus, daß man ganz die gleiche Äußerung gelegentlich kritiklose Ablehnung oder unkritischen Tadel nennen hört. Es kommt eben alles auf die Umstände an, unter welchen das Urteil gefällt wird. Gehen der Zurückweisung eingehende Erwägungen voraus — mögen diese auch der Entscheidung selbst vielleicht lange vorausliegen — so ist sie eine kritische, andernfalls nicht. Aus dem gleichen Grunde wie oben werden wir auch hier die einfachste Form des kritischen Verhaltens nicht suchen dürfen. Denn die hierher gehörigen Erscheinungen sind, soweit sie überhaupt Kritik enthalten, recht komplizierter Natur.

Das ist nun anders bei denjenigen Denkvorgängen, welche zwischen vollständiger Annahme und vollständiger Ablehnung in der Mitte liegen. Ich höre eine Ansicht aussprechen, nehme sie nicht an, lehne sie aber auch nicht ab, sondern lasse Modifikationen an ihr eintreten. Ein anderer hat das Urteil ausgesprochen: A ist B. Ich sage dagegen: A ist C. Dieser Fall hat mit der völligen Ablehnung sicher große Ähnlichkeit. Ich weise die Meinung des anderen ja zurück. Aber andererseits unterscheidet er sich doch beträchtlich von denjenigen Erscheinungen der letzteren Gruppe, welche nicht einen kritischen Charakter zeigen. Denn in diesen wurde ja eine Beschäftigung mit der aufgeworfenen Frage verweigert. Hier dagegen gehe ich sofort an die ausgesprochene Ansicht des andern heran und ändere sie. Nun gibt es auch unter diesen Erscheinungen hochkomplizierte Gebilde. Fast jede wirklich wissenschaftliche Kritik wird hierher gehören. Denn diese muß ja auf die Gedanken, gegen welche sie sich richtet, eingehen. Da-

bei verwirft sie sie fast niemals gänzlich. Wohl aber macht sie an ihnen Ausstellungen und ändert sie damit in mancher Hinsicht. Das Gleiche gilt von der künstlerischen Kritik. Hier spielt der Eindruck, den ein Kunstwerk auf mich oder andere hervorgebracht hat, dieselbe Rolle, wie soeben die Ansicht des zu kritisierenden Gelehrten. Die Einzelheiten können hier nicht erörtert werden. Wir wollten ja nur darauf hinweisen, daß auch diese Form des kritischen Denkens, welche zwischen vollständiger Anerkennung und vollständiger Ablehnung in der Mitte liegt, sehr kompliziert und hochentwickelt sein kann. In dieser Beziehung steht sie auf gleicher Stufe mit den früher erwähnten Phänomenen. Aber in einem Punkte unterscheidet sie sich von ihnen und insbesondere auch von den kritisch begründeten Akten der Ablehnung, mit welchen sie sonst manche Ähnlichkeit hat. Diese sind, wie wir sahen, stets bis zu einem gewissen Grade zusammengesetzt. Die einfachsten Formen der Zurückweisung zeigen keinen kritischen Charakter. Wohl aber ist dieses der Fall bei den Phänomenen, welche zwischen Anerkennung und Ablehnung in der Mitte liegen. Hier kann unter Umständen selbst ein einzelner Satz die Merkmale besitzen, welche für die jetzt behandelte Gruppe von Vorgängen charakteristisch sind. Hier werden wir deshalb auch die einfachste und ursprünglichste Erscheinung des kritischen Denkens suchen dürfen. Wir finden sie in der kritischen Berichtigung. Diese gehört hierher. Denn sie läßt ihr Objekt nicht so stehen, wie sie es vorfindet. Andererseits verwirft sie es auch nicht vollständig, sondern nimmt nur gewisse Änderungen an ihm vor. Sie kann eintreten, ohne daß andere Gedanken vermittelnd eingreifen oder ergänzend hinzutreten. Deshalb erscheint sie als einfacher wie sämtliche bisher behandelten Gebilde. So enthält schon das oben angeführte schematische Beispiel eine kritische Berichtigung. Das Urteil: A ist B, wird verändert in das andere: A ist C.

Dem Verhalten, welches der Urteilende selbst in den hier ins Auge gefaßten Fällen zeigt, entsprechen auch die Vorgänge an den Vorstellungen bezw. Vorstellungsverbindungen, welche in die Kritik eingehen. Wie jener zwischen Annahme und Ablehnung die Mitte einhält, so stehen sie mitten inne zwischen völligem Verschwinden aus dem Bewußtsein und völligem Verharren in demselben. Auch dieses ergibt sich aus obigem Beispiele. Von der Vorstellungs-

verbindung A—B bleibt A, während B verschwindet. An dieser Stelle zeigt sich auch der Zusammenhang mit dem Beispiele „Dame — Arbeitsmann". Auch dieses enthält eine Berichtigung. Daß wir diese eine kritische nennen, wird vielleicht zunächst etwas paradox erscheinen. Aber das liegt nur an der Gewohnheit, unter Kritik immer gegen andere gerichtete Denkakte zu verstehen. Hiervon abgesehen, fällt die Berichtigung, welche an der Vorstellung: „Dame" vollzogen wird, allerdings in dieses Gebiet. Zugleich würde hier aber auch die unterste Grenze des kritischen Verhaltens gefunden sein. Denn eine Kritik an Empfindungen, an die man allein noch denken könnte, ist infolge der Einfachheit dieser Erscheinungen nicht wohl möglich. Wenn ich das Vorhandensein einer Farbe oder auch einer Wahrnehmung der Farbe bestreite, so richtet die Kritik sich in Wirklichkeit nicht gegen die (einfache) Empfindung, sondern gegen einen ziemlich komplizierten Denkakt, welcher diese zum Gegenstande hat.

Diese Erwägungen scheinen uns auf den psychologischen Charakter des Für-falsch-Erklärens Licht zu werfen. Die Grundlage desselben bildet die negative Beziehung zwischen Vorstellungen. In unserem Beispiele ist ja die Wahrnehmung „Dame" für falsch erklärt worden. Aber ein Ergebnis stellt sich hier heraus, welches man von vornherein kaum hätte erwarten sollen. Denn wir sind, soweit wir uns mit solchen einfachen Prozessen überhaupt beschäftigen, zu sehr gewohnt, dieselben nicht psychologisch, unter genauer Beschränkung auf die Tatsachen zu analysieren, sondern logisch umzudeuten. Wir übersetzen sie in die Sprache, die unserem jetzigen Entwicklungsstandpunkte entspricht, und reißen sie dadurch heraus aus den einfachen Regionen des seelischen Geschehens, in welche sie hinein gehören. Wir würden demnach heute etwa sagen: „die Auffassung, daß die gesehene Person eine Dame sei, ist falsch. Denn ich habe gesehen, daß sie einen Karren schob." Also erst wird die Wahrnehmung „Dame" verworfen. Dann wird dieser Akt begründet durch den Anblick des Karrenschiebens. Die innere Wahrnehmung zeigt aber gerade den umgekehrten Tatbestand. Wir haben zuerst den Anblick des Karrenschiebens, und dann verschwindet von der Wahrnehmung „Dame" — ein Teil. Die Vorstellung, welche der späteren reflektierten Auffassung als der Grund der Ablehnung erscheint, tritt zuerst auf. Ferner ist

sie auch Trägerin des einfachen Prozesses der Zurückweisung (der negativen Beziehung). Beide Momente erscheinen vielmehr als Einheit, längst nicht so getrennt, wie das die logische Umdeutung darstellt. Auch diese Erwägungen scheinen uns den oben dargelegten Gedanken zu bestätigen, daß die einfachste Form des kritischen Denkens zwischen völliger Annahme und völliger Ablehnung in der Mitte liegt.

Wir haben mit dem Worte „Kritik" alle diejenigen Vorgänge bezeichnet, welche irgend ein vorher vorhandenes Gebilde verdrängen. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie durch Entfernung ungeeigneter Erscheinungen das Denken läutern und Platz für brauchbare Formen schaffen. Sie haben einen andersartigen, aber darum keinen geringeren Wert als diejenigen Prozesse, welche sozusagen das Material für den Aufbau des Gedankenlebens liefern. Diese setzen ein mit den einfachsten Phänomenen, dem Auftreten der Empfindungen und äußeren Wahrnehmungen, und entwickeln sich hindurch durch die Vorgänge der Reproduktion bis hinauf zu der heute erreichten Stufe des Gedankenlebens. So beginnen jene mit der negativen Beziehung und steigen auf, hindurch durch die kritische Berichtigung, die an Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen geübt wird, bis zu den Erscheinungen der Kritik, die uns aus unserem heutigen Denken bekannt sind.

Für die Erklärung des Urteils sind diese Betrachtungen notwendig, weil es, wie oben gezeigt, nur von der Für-falsch-Erklärung aus begriffen werden kann. Ist nun die negative Beziehung zwischen Vorstellungen genetisch der Ausgangspunkt für unser kritisches Verhalten, so wird sie auch für das Verständnis des Urteils unentbehrlich sein.

Eine Frage wird wohl während der ganzen bisherigen Darlegungen dem Leser auf den Lippen geschwebt haben.[1]) Zwar hatten wir vom psychologischen Standpunkte aus die Auffassung abgelehnt, daß die Kritik sich stets gegen außer mir befindliches oder gegen andere Personen richten müsse. Aber auch wenn wir nur Denkerscheinungen ins Auge fassen, die gänzlich in unserem eigenen Bewußtsein verlaufen, so muß man doch zwischen der

[1]) Das Folgende bildet den Inhalt des vierten Kapitels der „Analyse des Urteils". Vgl. dazu u. a. Lotze, Medizinische Psychologie S. 103, Mikrokosmus Bd. II S. 151.

kritischen Tätigkeit und den Vorstellungen, auf welche diese sich richtet, unterscheiden. Wie stimmt das aber zu der Terminologie, die in der Analyse des Beispiels „Dame — Arbeitsmann“ verwendet worden ist? Hier ist immer nur von Vorgängen die Rede, welche an den Vorstellungen selbst sich abspielen. Dabei haben wir aber behauptet, daß dieses Beispiel die einfachste Form einer ganzen Gruppe von Denkerscheinungen repräsentiere, nämlich der kritischen. Es wird unter diesen doch Wesensgleichheit in dem wichtigsten Punkte bestehen. Wir werden entweder auch in unserem Beispiele die erwähnte besondere kritische Tätigkeit finden müssen, oder aber die Frage aufwerfen, worin sie denn überhaupt — namentlich in den höher entwickelten komplizierteren Prozessen — bestehe. Ferner findet sich dieser Begriff ja keineswegs allein in den jetzt betrachteten Gebilden. In jedem höher entwickelten Denken läßt sich die Tätigkeit von dem zu verarbeitenden Materiale unterscheiden. Eine psychologische Untersuchung des Urteils würde sehr unvollständig sein, wenn sie an dieser Frage vorübergehen wollte.

Zugleich zeigt sich auf unserem ganzen Arbeitsgebiete nirgends so wie hier der Zusammenhang mit allgemein philosophischen, besonders mit erkenntnistheoretischen Problemen. Hier ist einer der Punkte, an welchen die entgegengesetzten philosophischen Weltanschauungen zusammentreffen. Von denjenigen Gedankenkreisen, welche wir als die idealen oder idealistischen im engeren Sinne bezeichnen können, ist eine große Zahl begründet worden auf die Annahme einer besonderen seelischen Tätigkeit, auf den Begriff der psychischen Aktivität. Die Anhänger jener Weltanschauung werden geleitet von dem Interesse, dem menschlichen Innenleben eine höhere Würde zu verleihen als den Vorgängen der Außenwelt. Damit scheint es manchem unvereinbar zu sein, daß jenes abhängig sein soll von diesen. Wohl werden — das besagen wenigstens die neueren Fassungen dieser Gedanken — die Sinnesempfindungen durch die äußeren Dinge hervorgebracht. Bei ihrer Entstehung wirken wir selbst nicht mit. Wir nehmen sie nur passiv auf. Auch der von den Gesetzen der Association beherrschte Vorstellungsverlauf mag noch erklärt werden, ohne daß eine eigene psychische Aktivität angenommen wird. Die Gedächtnis- und Phantasieprozesse sind auf rein mechanischem Wege entstanden.

Aber anders ist dieses — nach Auffassung der erwähnten Philosophen — hinsichtlich der höheren intellektuellen Vorgänge, der eigentlichen Denkerscheinungen. Hier sind wir aktiv. Sie entstehen durch unsere eigene Tätigkeit. Empfindungen und mechanischer Vorstellungsverlauf vermögen für sie nur das Material zu liefern. Die Verarbeitung desselben ist davon unabhängig. Nach der Ansicht mancher ist das zugleich dasjenige Moment, welches das menschliche Gedankenleben von dem Vorstellungsverlaufe des Tieres unterscheidet. Sie gibt dem ersteren die ihm eigentümliche Würde. Ein noch größeres Gewicht erhalten diese Ansichten durch Analogie mit der praktischen und emotionellen Seite unseres Wesens. Was auf intellektuellem Gebiete Empfindungen und reproduzierte Vorstellungen sind, das sind hier Triebe, Stimmungen und diejenigen Gefühle, welche unwillkürlich über die Schwelle des Bewußtseins treten. Sie werden bewirkt durch Einflüsse der Außenwelt, eventuell durch Vorgänge in unserem eigenen Körper. Passiv nehmen wir sie an. Aber dann verarbeiten wir sie und schaffen aus ihnen das absichtlich beherrschte Gemütsleben und Handeln des moralischen Menschen. Auch dessen Würde beruht auf der — psychischen Aktivität. So scheint insbesondere die Ethik an der Aufrechterhaltung dieses Begriffes interessiert zu sein. Aber auch die Religion samt Theologie und Religionsphilosophie nimmt vielfach auf ihn Bezug. Weiter spielt er eine große Rolle in der idealistischen Metaphysik. Ihr wichtigstes Streben besteht darin, die Überlegenheit des Geisteslebens über die Natur zu befestigen. Dazu scheint der Begriff der psychischen Aktivität unumgänglich notwendig zu sein.

Ehe wir an die Kritik unseres Begriffes herangehen, werden wir uns kurz mit diesen Gedanken auseinander zu setzen haben. Wir müssen die Berechtigung aller Einwände, welche sich auf sie stützen, bestreiten. Dieselben verwechseln zwei ganz verschiedene Dinge miteinander. Was uns erfahrungsgemäß entgegentritt, das ist nicht die ausschließlich seelische Tätigkeit, die psychische Aktivität, sondern der handelnde Mensch, als einheitliches Wesen aufgefaßt. Die selbsttätige Geistigkeit ist eine Abstraktion. Allerdings ist es ein gutes Recht, insbesondere der Metaphysik, mit Abstraktionen zu arbeiten, aber sie darf alsdann der Seelenlehre nicht in ihre Arbeit hineinreden. Diese muß zurückgehen auf die

volle reale Wirklichkeit. Wo sie ihrerseits der Abstraktionen bedarf, da hat sie dieselben auszuführen entsprechend der Natur ihrer eigenen Aufgaben aber nicht nach den Anforderungen metaphysischer Systematik. Die Standpunkte, welche man in beiden Wissenschaften einnimmt, können kaum in Widerspruch mit einander geraten, vorausgesetzt, daß jede Disziplin sich streng in ihren Grenzen hält. Man kann sehr wohl in der Metaphysik Anhänger des selbsttätigen Geisteslebens und doch in der Seelenlehre Gegner der psychischen Aktivität sein. Hier handelt es sich nur darum, die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der letzteren zur Erklärung seelischer Tatsachen zu bestimmen. — Wir können ferner verweisen auf die Entwicklung, welche in den letzten Jahrzehnten ein verwandtes Problem durchgemacht hat. Der Begriff der psychischen Substanz, die Annahme, daß die Seele ein besonderes Wesen sei, ist von der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung immer mehr erschüttert und jetzt von dem größten Teile der Psychologen aufgegeben worden. Hieran aber hatten sich auch viele idealistische Gedanken angeknüpft. Insbesondere hing der Glaube an eine Unsterblichkeit historisch auf das engste hiermit zusammen. Er schien gefährdet zu sein, wenn der Begriff der Seele fiel. Diese Besorgnis hat sich aber als unbegründet herausgestellt. Man hat eingesehen, daß die Seele, welche der Gläubige für unsterblich hält, und die Seele, welche der Psychologe untersucht, zwei ganz verschiedene Dinge sind. Dieser Verlauf wird auch bei der kritischen Behandlung des Aktivitätsbegriffes unnötige Befürchtungen verhindern müssen. Insbesondere braucht die Ethik nicht zu besorgen, daß der Würde ihrer Gebote Abbruch geschehen werde, wenn die Mitwirkung seelischer Verhältnisse anders erklärt wird, als das bisher vielfach geschehen ist. Man soll jedes Gebiet des geistigen Lebens pflegen nach den Anforderungen, welche es selbst stellt, insbesondere soll man psychologische Probleme zu lösen suchen nach ausschließlich psychologischen Gesichtspunkten, ideale Probleme nach idealen Gesichtspunkten.[1])

---

[1]) Für die vorliegenden Zwecke scheint uns das Gesagte auszureichen. Die erkenntnistheoretisch letzte Lösung dieser Probleme kann jedoch nur gewonnen werden durch Kants Unterscheidung von Ding an sich und Erscheinung. Nur von hier aus läßt sich auch der Einwurf abweisen, daß durch Aufgeben des Aktivitätsbegriffes das Denken in Abhängigkeit von der Außenwelt versetzt

In einer empirischen Wissenschaft gibt es nur zwei Gesichtspunkte, welche die Einführung eines Begriffes rechtfertigen können. Er muß entweder eine Tatsache oder vielmehr eine Gruppe von solchen bezeichnen oder eine Hypothese zur Erklärung bestimmter Tatsachen sein. In dem letzteren Falle muß er nach den für die betreffenden Wissenschaften geltenden Gesetzen gebildet sein. Wir behaupten nun, daß für den Begriff der psychischen Aktivität keins von beiden zutrifft. Er bezeichnet keine Tatsache und ist als Hypothese falsch gebildet.

Das erstere ergibt sich unserer Ansicht nach schon aus dem Auseinandergehen der Ansichten in dieser Frage. Daß die zahlreichen Gegner des Begriffes der psychischen Aktivität schlechtere Selbstbeobachter seien, als die Anhänger desselben, wird man doch nicht wohl behaupten dürfen. Unsere eigene innere Wahrnehmung zeigt uns bei Betrachtung des Gedankenlebens ebenfalls keine besondere innere Tätigkeit. Wir sehen nur Empfindungen und Vorstellungen, welche einander folgen. Was wir sonst noch an empirischen Kenntnissen auf unserem Gebiete besitzen oder zu besitzen glauben, verdanken wir der rückschließenden Betrachtung. So entstammt auch der Begriff der psychischen Aktivität nicht selbst der inneren Erfahrung, sondern ist zur Erklärung ihrer Daten gebildet worden. Es ist demnach sein Wert als Hypothese zu prüfen.

In unserem größeren Werke suchen wir zu schildern, wie der heutige Begriff der inneren Tätigkeit wahrscheinlich entstanden ist. Der naive Mensch kennt nur äußere aber keine inneren Handlungen. Dann macht er aber die Erfahrung, daß Entschlüsse aus irgend welchen Gründen unausgeführt bleiben. Der seelische Zustand ist dabei annähernd derselbe wie bei der eigentlichen, vollendeten Handlung. Nur die äußere Betätigung fällt fort. Große Ähnlichkeit mit diesen psychischen Vorgängen hat ferner die Aufmerksamkeit. [Wir denken zunächst nur an diejenige Form derselben, die auf äußere Gegenstände gerichtet ist.] Weiter finden sich dann leicht Berührungspunkte mit der Aufmerksamkeit, die

werde. Denn die Passivität, welche unser Bewußtsein beim Aufnehmen der Empfindungen und während der Reproduktionsprozesse zeigen soll, fällt dahin, sobald man auf die Aktivität verzichtet. Doch würde die eingehendere Ausführung dieser Gedanken hier viel zu weit führen.

auf die seelischen Prozesse selbst geht. Von hier ist es nur noch ein Schritt bis zur Annahme einer eigentlichen Denktätigkeit. So entwickelt sich nach unserer Auffassung der Begriff der psychischen Aktivität von der Anschauung der äußeren Handlung aus hindurch durch eine Reihe von Mittelgliedern bis zu der zuletzt erwähnten Fassung. Bis hierher hat die Denkweise des täglichen Lebens ausschließlich sich geltend gemacht. Die weitere Ausgestaltung übernimmt die wissenschaftliche Psychologie. Von dem rohen Begriffe der Denktätigkeit zieht sie alles ab, was auf Rechnung des „mechanischen“ Vorstellungsverlaufes zu setzen ist. Hierher gehört das Auftreten der Empfindungen und die Reproduktion der Vorstellungen. In seiner heutigen, geläuterten Fassung enthält unser Begriff bloß noch diejenigen Merkmale, welche dieser Abstraktionsprozeß übrig läßt.

An sich können wir es nicht tadeln, daß verschiedenartige Erscheinungen nach gewissen Ähnlichkeiten in eine Gruppe zusammengefaßt werden. Freilich wird eine solche Vereinigung immer von neuem nachgeprüft werden müssen, wenn der Fortschritt der Forschung eine exaktere Begriffsbestimmung gestattet. Aber es müssen bei einer derartigen Zusammenfassung diejenigen Merkmale hervorgehoben werden, welche allen Klassen der in Betracht kommenden Phänomene gemeinschaftlich sind. Dagegen ist hier das Merkmal der Tätigkeit, welches ursprünglich nur einer Gruppe, nämlich den äußeren Handlungen angehörte, übertragen auf alle übrigen, in denen es im Anfange der Betrachtung niemand hätte finden können. Das ist ein unberechtigter Analogieschluß. Ferner enthält die psychische Aktivität mehr Merkmale, als notwendig sind. Darin liegt ein Verstoß gegen die lex parsimoniae. Vorzuziehen ist der Begriff des „Vorganges an den Vorstellungen“, welcher nur einen Teil der Merkmale des Tätigkeitsbegriffes enthält. Wenn die psychische Aktivität ferner auch nicht notwendig die Annahme einer Substantialität erfordert, so drängt sie doch stärker darauf hin als die entgegengesetzte Ansicht. Auch das ist nach dem Gesetze der Sparsamkeit zu vermeiden. In der „Analyse des Urteils“ haben wir diese Gründe, infolge deren wir den jetzt behandelten Begriff verwerfen müssen, eingehend auseinandergesetzt. Freilich kann die Entscheidung dieser Frage unserer Ansicht nach nicht durch prinzipielle Betrachtungen allein erfolgen, sondern nur

durch eine genügende Erklärung des menschlichen Denkens, die auf jenen Begriff verzichtet. Gelingt diese, so ist er damit als überflüssig erwiesen und wird verschwinden. Gelingt sie nicht, so wird ihn die prinzipielle Kritik allein nicht vernichten können.

Da nach den Ausführungen der Einleitung der sprachliche Ausdruck mindestens für den größten Teil der Urteile unbedingt erforderlich ist, so muß zur Erklärung derselben die psychologische Bedeutung der Wortvorstellungen dargelegt werden. Wir schließen uns an an H. Taines Theorie der Substitution. Diese ist unseres Wissens zusammenhängend in der deutschen Psychologie niemals dargestellt worden. Wohl aber finden sich sehr häufig Anklänge an dieselbe.[1])

Taine geht aus von dem Begriffe des Zeichens. Eine gegenwärtige Erfahrung könne die Vorstellung einer möglichen Erfahrung erwecken. Ein Schrei im Nebenzimmer erzeuge in mir die Vorstellung eines Kindes, das sich wehe getan habe. Die erste Vorsellung sei dann das Zeichen für die zweite. Er wendet diesen Gedanken zunächst auf die Eigennamen an. Dieselben seien Zeichen für die Vorstellungen der Personen oder Gegenstände, für welche sie geschaffen seien. Doch läßt sich hier bereits eine weitere Eigentümlichkeit dieser Denkprozesse bemerken. Denn nicht immer rufe der Name die Vorstellung der Sache hervor. Mitunter bleibe er ganz allein im Bewußtsein. Doch sei er auch dann kein totes Gebilde, sondern übe im Zusammenhange der Gedanken alle diejenigen Funktionen aus, welche sonst der Vorstellung der Person oder des Gegenstandes zukommen. Er vertritt demnach die letztere, er ist ihr Substitut. Ein weiterer Fortschritt zeigt sich bei der Bildung der abstrakten Begriffe. Die Worte, welche einzelne Personen oder Sachen bezeichnen, können wenigstens die von ihnen verbundenen Vorstellungen jederzeit wieder über die Schwelle des Bewußtseins erheben. Das vermag die abstrakte Bezeichnung nicht. Mit ihr ist gar keine konkrete Erfahrung verbunden, sondern immer nur ein undeutlicher Umriß, im günstigsten Falle ein Teil einer solchen. Wenn ich das Wort „Baum“ lese oder höre, würde ich nicht einmal sagen können, ob das Bild, welches dabei in mir entsteht, einen Apfelbaum oder eine Tanne darstelle. In

---

[1]) De l'intelligence. Übersetzt von L. Siegfried, Bonn 1880. — Das Folgende bildet den Inhalt des fünften Kapitels der „Analyse des Urteils“.

diesem Falle sei der Name das Substitut einer Erfahrung, welche uns zu machen versagt sei. Trotzdem ersetze er diese Erfahrung vollständig im Denken. Er habe dieselben verwandtschaftlichen und feindlichen Beziehungen wie diese, dieselben Hindernisse und Bedingungen der Existenz, dieselbe Ausdehnung und dieselben Grenzen des Daseins. Sodann bespricht TAINE die Substitution höherer Grade. Ein Beispiel hierfür bilde die Zahl. Diese sei ein Name, der einem anderen mit der Einheit verbundenen Namen substituiert sei. Da nun schon der letztere keine selbständige Bedeutung in unserem Denken besitzt, sondern andere Vorstellungen vertritt, so sei die Zahl, die wieder an seiner Stelle steht, ein Substitut höheren Grades. Man kann diese Gedanken bis in die höchsten, abstrakten Regionen des Gedankenlebens hinein verfolgen. Man denke nur an die Mathematik; hier werden die Zahlen ihrerseits wieder ersetzt z. B. durch Buchstabenbezeichnungen, diese unter Umständen wieder durch gewisse Formeln u. s. w. Auch die Gedanken, welche dem künstlerischen Schaffen und Genießen angehören, können als Beispiel hierfür dienen. Wieviel Vorstellungen und Gefühlserregungen vertritt unter Umständen im Bewußtsein der Anblick weniger Noten! Indessen, diese Erwägungen gehören nicht in die psychologische Elementarlehre des Urteils, die uns hier allein zu beschäftigen hat. Sie wird sich, soviel das nur irgend möglich ist, an konkrete Erscheinungen halten. Freilich ein abstraktes Element besitzt jeder vollständige Aussagesatz. Deswegen mußte die Theorie der Substitution im Zusammenhange unserer Untersuchungen erwähnt werden. Das ist die Kopula, das Wort im Sinne der Logik verstanden.[1])

Diese Bezeichnung ist ja zunächst von der Grammatik eingeführt worden. Sie versteht darunter das Verbum „Sein“, wenn dieses das Substantivum oder Adjektivum des Prädikats mit dem Subjekte verbindet. Sätze, in welchen das Prädikat ein anderes Verbum ist, haben keine Kopula. Anders denkt die Logik über die den Sätzen zu Grunde liegenden Urteile. Nach ihr ist die Kopula dasjenige Element, welches die Prädikatsvorstellung mit der Subjektsvorstellung verbindet. Ist das Prädikat durch ein

---

[1]) Das Folgende bildet den Inhalt des sechsten Kapitels der „Analyse des Urteils“.

Verbum vertreten, so bildet die Endung desselben die Kopula. Die letztere ist nun der einzige Bestandteil des Urteils, welcher der psychologischen Analyse stets Schwierigkeiten bereitet. Das Subjekt und das Prädikat bilden bei den einfachsten Phänomenen dieser Art, welche bereits einen Ausdruck in der Sprache gefunden haben, einzelne genau bestimmte Vorstellungen. Die Erklärung derselben bietet keine Schwierigkeiten. Dagegen ist die Kopula stets abstrakter Natur, ihre Erklärung wird demnach nur durch eine rückschließende Betrachtung gewonnen werden können. Diese enthält wieder zwei Aufgaben in sich. Es fragt sich erstens, welches ist die psychologische Bedeutung der Kopula in dem Aussagesatze, so wie er fertig vor uns liegt, und zweitens, welches ist die Bedeutung der Kopula in dem diesem vorausgehenden lebendigen Urteilsakte. Was mit letzterem gemeint sei, wird sich etwa aus folgender Erwägung ergeben: ich lese oder höre einen Satz. Dann kann ich ihn entweder annehmen oder nicht. Beidemale ist er in mein Bewußtsein eingegangen aber nur in dem ersteren Falle ist er mein Urteil geworden. Zwischen beiden Erscheinungen muß doch ein Unterschied bestehen. Da er — wie sich das bei konkreten Sätzen mit besonderer Deutlichkeit zeigt — nicht in der Subjekts- und Prädikatsvorstellung liegen kann, so wird er wohl zu der Kopula in irgendwelcher Beziehung stehen. Wir führen für diese Verschiedenheit den Begriff „Zustimmung" ein, bemerken jedoch, daß wir damit das Problem nicht gelöst, sondern nur möglichst scharf bezeichnet zu haben glauben. Gedanken wie die obigen, scheinen neben anderen den Begriff der psychischen Aktivität geschaffen zu haben. Wir haben denselben ablehnen müssen, nicht weil wir die Erscheinungen, auf die er sich bezieht, leugnen wollten, sondern weil er uns dieselben nicht richtig zu erklären schien.

Die Beantwortung der Frage, worin die „Zustimmung" bestehe, erfordert eine ziemlich große Zahl von Einzeluntersuchungen. Hier kann nur auf folgendes hingewiesen werden: Wir gewinnen den Begriff der Zustimmung nur durch Vergleichung derjenigen Fälle, in welchen sie erteilt, mit denjenigen, in welchen sie versagt wird. Gäbe es Erscheinungen der letzteren Art nicht, so würden die Urteile neben den Gedächtnis- und Phantasieprozessen nur eine besondere Art der Reproduktionsvorgänge darstellen. Sie wären

nach den Gesetzen der Assoziation (einschließlich der Substitution) vollständig zu erklären. Aber die Verweigerung der Zustimmung, die Zurückweisung eines durch Lesen oder Hören oder auch durch den eigenen mechanischen Vorstellungsablauf vorbereiteten Urteils, ist etwas hiervon völlig verschiedenes. Dieser Prozeß läßt sich nicht erklären auf Grund derjenigen psychologischen Gesetze, welche bisher allgemein anerkannt worden sind. Hier hat unsere eigene Arbeit einzusetzen. Hier ist zugleich der Punkt, an welchem alle unsere früheren Betrachtungen in die Untersuchung des Urteils einmünden. Was an der Versagung der Zustimmung, an der Zurückweisung eines vorbereiteten Urteils, auf Grund der Gesetze der Wahrnehmungsbildung und der Assoziation nicht erklärt werden kann, ist ganz genau dasselbe Element, welches wir von dem Beispiele „Dame — Arbeitsmann" her kennen. Im Prinzip hat sich gar nichts geändert. Nur die Entwicklungsstufe des Denkens war damals eine einfachere, so zu sagen niedrigere. Deshalb wird vermutlich auch dasselbe Erklärungsprinzip hier am Platze sein, welches wir damals gefunden haben, nämlich die negative Beziehung zwischen Vorstellungen. Um verständlich zu machen, wie dieses geschehen könne, sind die oben erwähnten (im dritten Kapitel der Analyse des Urteils enthaltenen) Ausführungen über kritisches Denken zu beachten. Denn ein Unterschied muß schon auf den ersten Blick auffallen. Die negative Beziehung verdrängt immer nur einen Teil der ursprünglichen Vorstellung (oder Vorstellungsverbindung). Bei der Versagung der Zustimmung wird dagegen die ganze Ideenassoziation, welche ein Urteil zu werden bestrebt ist, zurückgewiesen. Indessen ist der Unterschied doch nur ein scheinbarer. Denn eine Vorstellungsverbindung der zuletzt bezeichneten Art ist abgelehnt, wenn einer ihrer wichtigsten Bestandteile abgelehnt ist. Derselbe kann z. B. bestehen in der Subjekts- oder Prädikatsvorstellung eines Urteils, das ich gelesen oder gehört habe, oder das durch meinen eigenen mechanischen Vorstellungsverlauf vorbereitet ist. Freilich kann der nicht zurückgewiesene Rest dann unter Umständen ebenfalls aus dem Bewußtsein verschwinden. Doch wird das nur dann der Fall sein, wenn das Interesse sich ganz anderen Gegenständen zuwendet. In allen übrigen Vorgängen dieser Art werden sich neue Vorstellungsverbindungen bilden und an Stelle der abgelehnten die Zustimmung

heischen. In diesen werden Bestandteile der alten Ideenassoziationen enthalten sein. Die Ablehnung hat also auch bei der Verweigerung der Zustimmung nur einen Teil jener Phänomene getroffen. In einer anderen Frage geben die Ausführungen über psychische Aktivität die Lösung einer Schwierigkeit an die Hand. In dem Beispiele, aus welchem wir die negative Beziehung abgeleitet haben, wurde die Vorstellung „Dame“ (resp. ein Teil derselben) verdrängt durch eine andere Vorstellung, nämlich durch den Anblick des Karrenschiebens. Die Versagung der Zustimmung dagegen erscheint als ein besonderer Akt, durch welchen eine bestimmte Vorstellungsverbindung (oder richtiger wieder ein Teil derselben) zurückgewiesen wird. Indessen auch hier ist der Unterschied nur ein scheinbarer. Denn auch in dem zuletzt erwähnten Falle sind Vorstellungen vorhanden. Die populäre Auffassungsweise pflegt dieselben als „Motive“ der Ablehnung zu bezeichnen. Aber das sind Konstruktionen, denen in der inneren Wahrnehmung nichts entspricht. Diese zeigt uns ganz die gleichen Verhältnisse, welche wir in dem Beispiele „Dame — Arbeitsmann“ kennen gelernt haben. Nur die Erscheinungen sind jetzt komplizierter. Die Entwicklungsstufe des Denkens ist sozusagen eine höhere. Wir finden beide Male Vorstellungen oder Vorstellungsverbindungen, sodann andere Vorstellungen oder Vorstellungsverbindungen, welche mit diesen unverträglich sind, schließlich Änderungen an den ersteren. Der „Akt“ der Zurückweisung ist hinzugedacht worden. Nachdem dieses geschehen ist, erscheinen dann die später, d. h. an zweiter Stelle auftretenden Vorstellungen oder Vorstellungsverbindungen als die Motive dieses Aktes. Ohne eine solche Übertragung, welche Begriffe aus einer ganz anderen Sphäre einführt, würden sie selbst als Träger der Prozesse sich darstellen. Die verdrängende Wirkung würde als von ihnen selbst und nicht von jenem Akte ausgeübt erscheinen.

Diese Betrachtungen müssen unserer Ansicht nach den Grund legen für die Erklärung des Urteils. Alles weitere wird verständlich durch das Gesetz der Substitution. Das gilt, um bei den jetzt behandelten Gedanken zu bleiben, zunächst schon für diejenigen Fälle der Zustimmungsverweigerung, in welchen man sich der Gründe, der Motive seines Verhaltens nicht sofort klar bewußt ist. Normalerweise, d. h. wenn das Interesse dem in Rede stehenden

Probleme gewahrt bleibt, geschieht das freilich noch nachträglich. Die Vorstellungen, welche die Zurückweisung bedingen, „fallen mir hinterher ein“. Aber während der Ablehnung waren sie nicht vorhanden. Deshalb können sie dieselbe auch nicht selbst bewirkt haben, sondern nur durch Phänomene, welche mit ihnen assoziiert sind. Diese können je nach der Individualität des Urteilenden verschieden sein. Bei dem einen wird es das Wort „Nein“ sein, bei dem anderen eine ablehnende Geste, wieder bei anderen nur eine unbestimmte körperliche Empfindung. Alle diese Erscheinungen stehen an Stelle derjenigen Gedanken, welche die Zurückweisung eigentlich bedingen, solange als diese noch nicht selbst aufgetaucht sind. Es liegt demnach ein Fall von Substitution vor.

Diese Erwägungen führen uns zu weiteren Gesichtspunkten, welche für das Verständnis des Urteils wichtig sind. Denn was bewirken die soeben genannten stellvertretenden Gebilde, wenn wir sie für sich allein betrachten? Streng genommen, nicht eine Zurückweisung der Vorstellungsverbindung, welche ein Urteil werden will, sondern nur eine Aufschiebung der Entscheidung. Die Ablehnung selbst wird eigentlich erst vollzogen, wenn die Gründe derselben mir zum Bewußtsein gekommen sind, wenn die Vorstellungen aufgetreten sind, welche die ursprüngliche Ideenverbindung verdrängen. Das zeigt uns die Vergleichung mit ähnlichen Fällen, in welchen — nach anfänglichem Schwanken — das vorbereitete Urteil nicht abgelehnt, sondern angenommen wird. Beide Male ist der Gedanke an die Möglichkeit einer Zurückweisung vorhanden. Ohne ihn wäre auch jene vorläufige Versagung der Zustimmung undenkbar. Ich habe in mir die Erfahrung gemacht, daß die Zustimmung verweigert wurde, daß ein vorbereitetes Urteil aus bestimmten Motiven nicht zur Annahme gelangte. Diese Erfahrung ermöglicht es mir, die Zustimmung auch dann zurückzuhalten, wenn die Gründe nicht so klar sind. Und diese Erfahrung wird deshalb im Gedankenzusammenhange ebenfalls mit vertreten durch die oben erwähnten Gebilde. Die Prozesse sind auf der uns jetzt beschäftigenden Stufe des Gedankenlebens so verwickelt, daß zum Zustandekommen einer bestimmten Erscheinung jedesmal eine Reihe von Tendenzen zusammenwirken müssen. Erst die rückschließende Betrachtung zerlegt dann den ganzen Komplex in seine einzelnen Faktoren.

Durch dieselben Erwägungen gewinnen wir nun auch das Verständnis für die Erteilung der Zustimmung. Den Begriff derselben hatten wir ausschließlich durch die Vergleichung mit der Ablehnung eines vorbereiteten Urteils erhalten. Ohne die letztere würden wir eine Zustimmung nicht anzunehmen brauchen. Ohne sie wäre das Urteil nur ein bestimmtes Phänomen der Reproduktion. So aber hebt es sich von den Erscheinungen dieser Art deutlich ab durch das Bewußtsein, daß die in Betracht kommende Ideenverbindung auch hätte zurückgewiesen werden können. Dieses Bewußtsein gründet sich auf frühere Erfahrungen der Ablehnung, wie wir dieses oben darzulegen versuchten. Es wird vertreten durch ein Substitut, das freilich recht unbestimmt sein würde, wenn es nicht in der logischen Kopula, der Endung des Verbums einen sprachlichen Ausdruck gefunden hätte. Jedenfalls läßt sich nach dem Gesetze der Stellvertretung dasjenige Element, welches an der Erteilung der Zustimmung noch unerklärt bleibt, zurückführen auf die Versagung derselben. Und diese wiederum wird, soweit sie nach den Gesetzen der Wahrnehmungsbildung und der Assoziation nicht gedeutet werden kann, verständlich durch die negative Beziehung zwischen Vorstellungen. So haben wir in ihr das Prinzip gefunden, welches das Urteil von dem sogenannten mechanischen Verlaufe der Vorstellungen unterscheidet. Durch Vermittlung des Gesetzes der Substitution ist sie auch in solchen Erscheinungen wirksam, welche selbst keinerlei negative Elemente enthalten.

Noch ein kurzes Wort sei der psychologischen Bedeutung der logischen Kopula, also der Endung des Verbums gewidmet! Durch dieselbe wird die Prädikatsvorstellung nicht verändert. Wohl aber wird durch sie ein bestimmter Zusammenhang zwischen dieser und der Subjektsvorstellung zum Bewußtsein gebracht. Wir können deshalb sagen, daß der logischen Kopula im Urteile die „Vorstellung des prädikativen Verhältnisses“ entspricht. Freilich allzuviel ist durch diese Bezeichnung noch nicht gewonnen. Es ist notwendig, durch einzelne Untersuchungen diese — zunächst ja noch ganz abstrakte — Vorstellung näher zu bestimmen. Wirksam ist auch hier wieder, wie überall, wo sprachliche Bezeichnungen in Betracht kommen, das Gesetz der Substitution. Die Endung vertritt eine ganze Anzahl von Gedanken, welche es im einzelnen aufzusuchen gilt. Das muß der ausführlicheren Darstellung über-

lassen bleiben. Mit großer Wahrscheinlichkeit werden wir annehmen dürfen, daß dieser sprachliche Ausdruck sich mit dem Gebilde verbindet, welches als Substitut für die Erteilung oder Versagung der Zustimmung dient. Da er nun größere Deutlichkeit besitzt als dieses, so wird sich ihm auch die Aufmerksamkeit mit größerer Intensität zuwenden. Ja, das ursprüngliche Substitut wird verschwinden. Der sprachliche Ausdruck vertritt im Denken den Urteilsakt ganz allein. Indessen ist das ein Prozeß, in welchem wir noch mitten inne stehen. Er vollzieht sich zum größten Teile in dem Lichte der historischen Öffentlichkeit. Die Seelenlehre hat nur seine allgemeinen Grundzüge festzustellen. Ihn im einzelnen zu erforschen ist Sache der Sprachwissenschaft.

In dem Gesagten glauben wir alle Elemente, welche zur Erklärung der einfachsten sprachlich fixierten Urteile notwendig sind, zur Darstellung gebracht zu haben, soweit das in der Kürze möglich ist. Alle komplizierteren Formen können mit Erfolg erst untersucht werden, wenn in den grundlegenden Fragen größere Übereinstimmung der Ansichten herrscht. In allen Fällen genügen unserer Auffassung nach zur Erklärung vollkommen die Gesetze der Wahrnehmungsbildung, der Assoziation und die negative Beziehung zwischen Vorstellungen. Bildet sich von diesen ein Bewußtsein, und findet dieses seinen Ausdruck in irgend welchen Substituten, so vermag sich aus diesen einfachen Elementen das menschliche Denken zu einer Höhe zu entwickeln, welche wohl niemals jemand ganz wird ermessen können.

Nachtrag zu S. 21 Anmerkung:

5. Aufl., herausgeg. von Cohen, Zweites Buch, S. 383 ff. (1896).

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.





